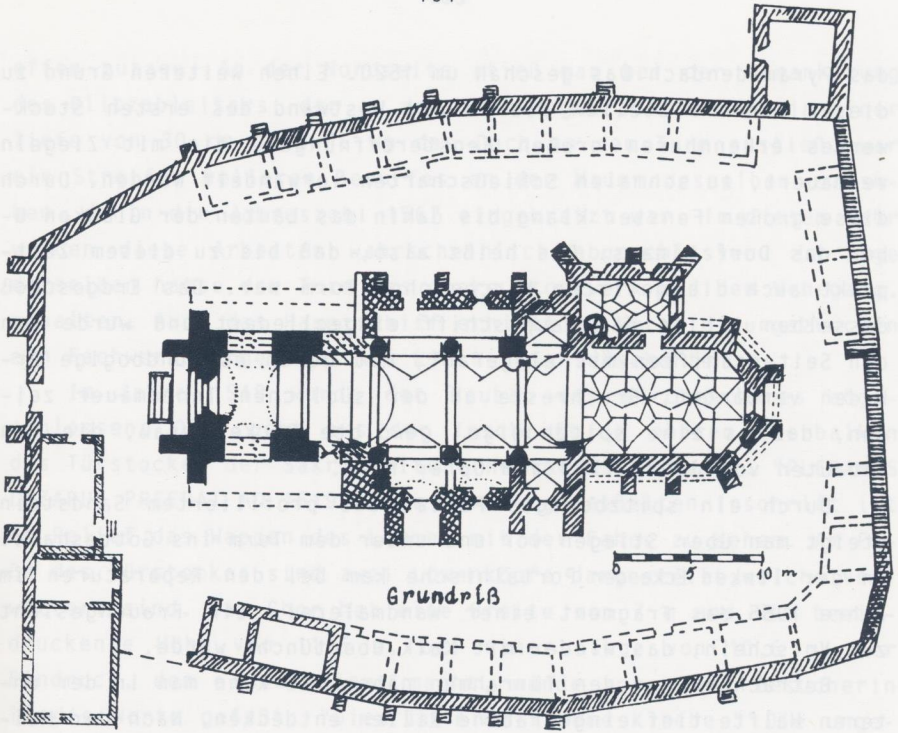


D i e K i r c h e

Als die Pfarrer des Mediascher Kapitels im Jahre 1283 mit dem Weißenburger Bischof ein Abkommen über die Überlassung von drei Zehntquarten trafen, die er von ihnen beansprucht hatte, war unter den erwähnten Geistlichen auch Theodricus de Copus. Aus seiner Erwähnung kann geschlossen werden, daß die Gemeinde nicht nur einen Pfarrer, sondern auch eine Kirche besaß, die an derselben Stelle stand, wie die heutige. Möglicherweise stand früher eine Kapelle der Szekler dort, wie das im Falle der Mediascher Kirche durch Grabungen erwiesen wurde.

Wann das heutige imposante Gotteshaus von Großkopisch erbaut wurde, kann nicht genau festgestellt werden, weil keine Aufzeichnungen darüber vorhanden sind. Auf Grund stil- und baugeschichtlicher Betrachtungen wurde ihre Erbauungszeit auf die Jahre 1300 - 1330 angesetzt. Nach genauer Überprüfung der Maßverhältnisse wird angenommen, daß sie als dreischiffige romanische, turmlose Basilika mit flacher Decke erbaut worden sei. In den angegebenen Jahren wurde sie dann in eine frühgotische dreischiffige Basilika umgebaut. Das Hauptschiff überragt die niedrigen Seitenschiffe, in welche man unter dreispitzen Arkadenbögen gelangt, die auf grobprofilierten Sandsteinkapitellen der mehr als meterdicken Säulen ruhen. Über dem Dach der Seitenschiffe ließen Obergaden das nötige Licht in das Hauptschiff fallen. Als man das heutige Satteldach über alle drei Schiffe errichtete, wurden sie davon verdeckt. Sie wurden zugemauert und sind heute nur an den Außenwänden des Hauptschiffes noch erkennbar.

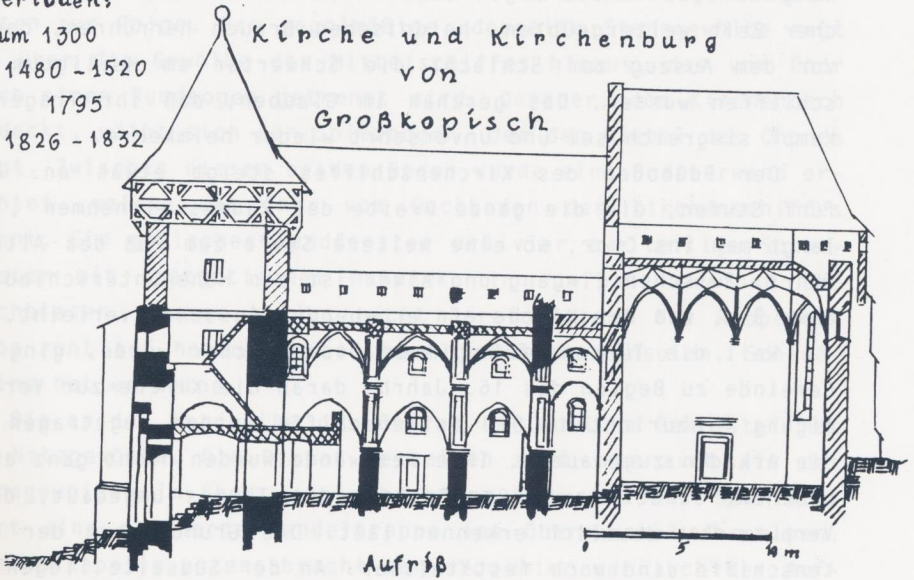
An der Westseite der Kirche wurde später der Turm erbaut. Er hat zwei Stockwerke, von denen das zweite aus Ziegelmauerwerk besteht. Bis zu der Höhe ist er aus Steinen erbaut, wie das Hauptschiff, hat dieselbe Höhe und schließt nahtlos daran an. Das bedeutet, daß dieser Teil gleichzeitig mit demselben erbaut wurde und unter demselben Dach stand. Das obere Stockwerk wurde später errichtet, wofür die als Baumaterial verwendeten Ziegeln zeugen. Der Turm erhielt auch eine Brüstung und



Bauperiodens

- um 1300
- ▨ 1480 - 1520
- ▩ 1795
- ▧ 1826 - 1832

Kirche und Kirchenburg
von
Großkopisch



das Pyramidendach. Das geschah um 1520. Einen weiteren Grund zu dieser Annahme stellen die in der Westwand des ersten Stockwerkes erkennbaren großen Fensteröffnungen, die mit Ziegeln vermauert, zu schmalen Schießscharten verwandelt wurden. Durch diese großen Fenster klang bis dahin das Läuten der Glocken über das Dorf hinaus. Das heißt also, daß bis zu diesem Zeitpunkt auch die gotische Kirche ohne Turm war. Das Erdgeschoß desselben ist in das Hauptschiff eingegliedert und wurde von den Seitenschiffen mit eingefaßt, mit denen es rundbogige Arkaden verbanden. Bruchreste an der südlichen Innenmauer zeigen, daß es eine spitzbogige, gewölbte Decke besaß, die den Umbauten vom Jahre 1799 zum Opfer fiel.

Durch ein spitzbogiges Portal aus profiliertem Sandstein steigt man über Stiegen vor und unter dem Turm ins Gotteshaus. In der linken Ecke der Portalnische kam bei den Reparaturen im Jahre 1955 das Fragment einer Wandmalerei, ein Frauengesicht zum Vorschein, das wieder mit Kalk übertüncht wurde.

Betrachtet man den Türrahmen näher, so kann man in der unteren Hälfte tief eingegrabene Rillen entdecken. Nach der Meinung von Sachverständigen sollen sie von einem, in christlicher Zeit weitergeübten, heidnischen Brauch herrühren, danach vor dem Auszug zur Schlacht die Schwerter am Heiligtum geschliffen wurden. Das geschah im Glauben, daß ihr Träger im Kampf siegreich sei und unversehrt wieder heimkehre.

Der Fußboden des Kirchenschiffes steigt etwas an. Über fünf Stufen, die die ganze Breite des Raumes einnehmen, gelangt man ins Chor, wo eine weitere Stufe zum Fuß des Altares führt. Zwischen Eingang und Altar ist ein Höhenunterschied von etwa 3 m, was der Kirche ein erhebendes Aussehen verleiht.

Weil die Türkengefahr immer bedrohlicher wurde, ging die Gemeinde zu Beginn des 16. Jahrh. daran die Kirche zur Verteidigung einzurichten. Die Seitenschiffe wurden abgetragen und die Arkaden zugemauert. Ihre Westwände wurden nicht ganz abgebrochen, sondern zu Stützpfeilern des Turmes umgebaut, deren Verputz dies deutlich erkennen läßt. Die Grundmauern der Seitenschiffe sind noch feststellbar. An der Südseite liegen sie

offen zutage. An der Nordseite stieß man bei der Verankerung des Blitzableiters, der an den Turm angebracht wurde, in einer Tiefe von 30 cm darauf. Wo das Dach an den Turm anstieß, war ein Streifen helleren Bewurfes an der Mauer desselben zu sehen, darin die Jahreszahl 1567 eingekratzt war. In diesem Jahr wurden diese Arbeiten wahrscheinlich abgeschlossen. Im Zuge derselben hatte der Turm das obere Stockwerk und den Wehgang erhalten. Auch das Hauptschiff erhielt zu Verteidigungszwecken ein Fachwerkobergeschoß mit kleinen Schießscharten.

Im Jahre 1519 wurde der Neubau des Kirchenchores abgeschlossen. Dies geht aus der Inschrift im oberen Querbalken des Türstockes der Sakristeitüre hervor. Sie lautet. "PLEBANUS LAZARUS PREERAT AD 1519". Über der eingemeißelten Inschrift ist in Relief das Wappen des Lammes mit der Fahne zu sehen. Am Fuße des Türstockes sind zwei Löwenköpfe dargestellt, welche verwittert sind. Das Chor hat eine Breite von 7 m und die beeindruckende Höhe von 11,5 m, bei einer Länge von 10,6 m. Der Eindruck, den es auf einen macht, wurde von einer Besucherin in die Worte gefaßt: "Dies ist eine fromme Kirche." Die ungewöhnliche Höhe des Chores hatte eine Reihe von Eigentümlichkeiten zur Folge. Das regelmäßige, doppelte Sterngewölbe ragt 3 m über das Gewölbe des Mittelschiffes hinaus, das vom Chor durch einen Rundbogen getrennt wird. Darüber, vom Kirchendach verdeckt, wölbt sich ein Spitzbogen, der den Giebel des Chores trägt. Zwischen diesen beiden Bogen wurde eine Bretterwand errichtet, welche das Chor vom Dachboden des Kirchenschiffes trennt. Ein gotisches Rundfenster und vier zweiteilige Spitzfenster mit spätgotischem Maßwerk, in Vierpaß, Dreipaß und Fischblasen, lassen helles Licht hereinfluten. Das Rippengewölbe ruht auf hohen, verschieden geformten Konsolen. Schlußsteine hat es keine.

Die an der Nordseite des Chores befindliche Sakristei hat ein Netzgewölbe. Die Rippen desselben sind, wie auch die des Sterngewölbes im Chor, aus gebranntem Ton. Aus der Sakristei führt eine steinerne Wandelstufe ins Obergeschoß derselben, wo eine Kapelle untergebracht war. Von hier war auch der Auf-

stieg zum Wehrgeschoß des Chores möglich. Dasselbe wurde auf vorgeschobenen Rundbogen errichtet, die auf den Pfeilern des Chores ruhen. Dadurch entstand zwischen der Wand des Chores und der des Obergeschoßes ein nach unten geöffneter Zwischenraum, der der Verteidigung dienen konnte. Eine Türöffnung im Giebel des Chores stellte die Verbindung mit dem Wehrgeschoß des Hauptschiffes und dem Turm her. Die Ostseite des Chores liegt infolge des ansteigenden Geländes 2 m in der Erde. Das Fundament desselben wurde aber noch 2 m tiefer in eine Wasser undurchlässige Mergelschichte eingegraben.

Kurze Zeit nach der Fertigstellung des Chores gelangte Siebenbürgen unter türkische Oberhoheit. Plünderungen, hohe Abgaben und innere Wirren im Land führten zu einer großen Verarmung der Bevölkerung. Dadurch gerieten auch die Erweiterungsarbeiten an der Großkopischer Kirche ins Stocken. Zwischen dem Triumphbogen, der das Schiff vom alten kleineren Chor getrennt hatte, war ein Raum von 3 m für die Verlängerung des Hauptschiffes vorgesehen. Dazu kam es nicht mehr, sondern es wurden zwischen Chor und den Seitenschiffen zwei kleine Querschiffe errichtet, die sich in hohen Rundbogen zum Mittelschiff öffnen und mit flachen Bogengewölben versehen wurden. Sie werden heute durch große stilwidrige Rundbogenfenster späteren Datums erleuchtet. Der Triumphbogen wurde abgebrochen. Die Überreste davon können heute noch unter dem Dach festgestellt werden. Die Querschiffe sind gegen die Seitenschiffe zugemauert und reichen nicht über diesselben hinaus.

Nach 1796 wurden große Umbauten an der Kirche durchgeführt. Der von Komitats-Ingenieur J. Stammer ausgearbeitete Kostenvoranschlag sah für das Abnehmen der getäfelten Decke und die Ausführung eines sog. böhmischen Gewölbes folgende Ausgaben vor:

1.	28.000 Mauerziegel á Rgulden beträgt	Gulden	56
2.	1040 Viertel Kalch á 15 Kreuzer	"	260
3.	Rüstholz	"	20
4.	Eichen	"	12
5.	Handlanger	"	48
6.	Bretter zum Rüsten und Gewölb-Bögen	"	12
7.	Dem Maurer Simon Peter aus Kleinschelken, mit Inbegriff der Kaution	"	108
8.	Dem J. Morhofer, Maurer Pallier aus Mediasch	"	60
		In Summa	Gulden 576

Im Pfarramtsarchiv liegt auch der mit Simon Peter am 4. Dezember 1795 abgeschlossene Vertrag auf. Danach wurde das Gefäß der flachen Decke des Mittelschiffes abgenommen. Reste davon wurden 1976 unter dem Fußboden der Galerie des nördlichen Seitenschiffes aufgefunden und mit dem neugelegten wieder zugedeckt. Auf dem Aufboden zeugen die Nägel an der Unterseite der Balken noch von der getäfelten, mit stilisierten Blumen in leuchtendem Gelb, Grün und anderen Farben bemalten flachen Holzdecke. Nicht nur diese wurde zerstört, sondern auch die von Pfarrer Samuel Hermann von Zeiden, der 1646 - 1663 in Großkopisch war, angefertigten Wandgemälde an der Nordwand des Hauptschiffes. Es wurde ein Absatz in die Mauer gehauen, auf den das Tonnengewölbe mit Bogen und Stichkappen aufgeführt werden konnte. Reste der Malerei kamen beim Malen der Kirche im Jahre 1977 zum Vorschein. Weil von den Gestalten nur die Beine zu sehen waren, wurden sie wieder übertüncht. Durch dies Ziegelgewölbe wurden auch die Lichtgaden verdeckt und zugemauert. Dafür wurden die Fenster der beiden Querschiffe vergrößert und ein anderes über der Orgelempore. Im Zuge dieser Arbeiten wurde auch die Orgelempore mit dem ganz flachen Bogengewölbe erbaut. Das erwähnte Spitzbogengewölbe über dem Erdgeschoß des Turmes wurde abgetragen und das Erdgeschoß des Turmes mit dem unter der Empore angefertigten Gewölbe gleichförmig überwölbt. Der Turm kann unter einem Spitzbogen der 2 m dicken Mauer über die Orgelempore bestiegen werden.

Zur Erweiterung des Kirchenraumes wurden auf beiden Seiten des Hauptschiffes zwei Arkadenbogen wieder geöffnet, und die Seitenschiffe in einer Länge von 8 - 9 m wieder aufgebaut. Früher waren sie 20 m lang gewesen und hatten auch den Turm umfaßt. Nun verdeckte das neue Gewölbe unter der Orgelempore und unter dem Turm einen Arkadenbogen und die Seitenöffnung des Turmes. Darum wurden die Seitenschiffe nun in die Höhe erweitert, indem sie eine Galerie erhielten. Je zwei Rundbogenfenster versahen diese und auch das Mittelschiff mit dem nötigen Licht. Die Decken der Seitenschiffe bestanden aus einem Ziegelgewölbe. Als Siebenbürgen im Jahre 1802 von einem schweren

Erdbeben heimgesucht wurde, entstanden am Gewölbe des Hauptschiffes mehrere Risse, während dasjenige über dem nördlichen Seitenschiff so großen Schaden erlitt, daß es abgetragen werden mußte. Es wurde danach durch eine Bretterdecke ersetzt.

Dreißig Jahre später, also 1831/32, wurden die Erdbebenschäden ganz ausgebessert. Insonderheit mußten die "an die Kirche angestoßenen Hallen", d.h. die Seitenschiffe repariert werden. Diese Arbeiten führte der Maurermeister Michael Frank aus Mergeln durch. Es wurde auch ein neuer Fußboden gelegt. Als er fertig war brach infolge langen Regenwetters hinter dem Altar eine Quelle auf, und das Wasser floß über denselben zum Westportal hinaus. Darum wurden in die Eichenstufen unter dem Turm Rinnen gehauen, welche noch in unseren Tagen zu sehen waren. Der damalige Pfarrer Georg Gottlieb Auner vermerkte darum im Gedenkbuch: ". . .die Nachwelt möge sich darum nicht wundern, wenn der Fußboden nicht lang dauert." Wegen der großen Feuchtigkeit wurde der Boden hinter dem Altar mit großen Steinplatten belegt. Eine davon fällt durch ihre Größe und die rechteckige Form auf. Es könnte sich bei ihr um die Tischplatte des ersten Altares handeln. Wahrscheinlich war früher der ganze Fußboden mit Ziegelsteinen gepflastert. Als 1976 ein neuer Fußboden gelegt wurde, kam entlang der Nordwand des Chores ein 40 cm breites Ziegelpflaster zum Vorschein, das mit einer 15 cm dicken Erdschichte bedeckt war. Dies war sicherlich der Rest eines früheren Fußbodens.

Noch bevor man die Kirche wehrhaft machte, hatte man sie mit Schutzmauern umgeben. Die Kirche sollte nur die letzte Zuflucht bieten, wenn die Ringmauern gefallen waren. Diese umschließen eine unregelmäßige rechteckige Fläche, besitzen eine Stärke von etwas mehr als einem Meter und erreichten eine Höhe von 4 - 5 m, waren mit Schießscharten und an der Innenseite mit einem Wehrgang versehen. An der Nordmauer sind die vermoderten Enden der Tragebalken desselben heute noch zu sehen. Als ruhigere Zeiten kamen, wurde derselbe vernachlässigt und schließlich abgetragen und an seine Stelle Vorratskammern gebaut, die den Eigentümern die Möglichkeit boten ihre Vorräte an Frucht,

Speck und Fleisch, aber auch Wäsche u.a. gegen Feuer und Raub geschützt, aufzubewahren. Nach dem 2. Weltkrieg verfielen diese Kammern und wurden abgetragen, weil sie keine Sicherheit mehr boten. Nur an der Südseite wurden zwei Kammern neben der Einfahrt von der Kirchengemeinde in Stand gesetzt und dem Burghüter zur Verfügung gestellt.

An der Nordost- und an der Südwestecke der Kirchenburg standen schräg zu den Mauern zwei Basteien. Sie waren dreigeschoßig und mit Schießscharten und Pechnasen versehen. Durch die schräg vorstehende Stellung boten sie die Möglichkeit zwei Mauerfronten einzusehen und zu beschießen. Beide hatten ein Pultdach, das nach innen abfiel und mit Schuppenziegeln gedeckt war. In der Ostmauer befand sich eine Türe, die bei Gefahr den Wächtern von der Burgkoppe erlaubte, rasch in die schützenden Mauern zu fliehen. Die Einfahrt zur Burg befand sich an der Westseite und war mit einem Falltor gesichert. Die Spuren seiner Führungsrinnen kann man an den beiden Pfeilern der Burghüterwohnung noch erkennen. Auch das Torgewölbe ist unter dem Verputz vorhanden. Das Tor wurde zugemauert.

In den Jahren 1826 - 32 wurden an der Westseite der Burg größere Umbauten durchgeführt. Über der Einfahrt wurde 1826 eine Wohnung für den Burghüter gebaut. Die Bastei an der Südwestecke war verfallen und wurde ganz abgetragen. An ihre Stelle wurde unmittelbar an die Burghüterwohnung eine Mädchenschule mit zwei Klassenräumen erbaut. Neben sie wurde an die Südseite eine neue Einfahrt gemacht, wodurch der steile Westhang auf einem etwas längeren aber leichteren Weg umfahren wird. Gegenüber dem Westportal wurde eine Eingangstüre in die Ringmauer gebrochen. Sie wird s. "port" genannt und kann über eine Stiege aus Natursteinen von der Straße fast geradlinig erreicht werden.

Durch das Erdbeben von 1916 hatte die Sakristei argen Schaden erlitten. An der Ost- und Westseite war ein Spalt entstanden, der keilförmig vom Dach bis in den Boden reichte. An der Ostseite war er oben 20 cm breit. Die Nordwand, die in der Mitte durch einen Pfeiler gestützt wurde, war dadurch vom Chor



Ostansicht der Kirchenburg

der Kirche ganz gelöst. Im Frühjahr 1963 wurde dieser Pfeiler von der Last der Mauer durchgedrückt und fiel um. An den Eisenschlüsseln, mit denen die Mauer 1957 an das Chor gebunden worden war, zeigte sich ein bedrohlicher Zug. Es bestand daher akute Einsturzgefahr, nicht nur für die Mauer, sondern auch für das Rippengewölbe, welches durch das Abweichen derselben an der einen Seite in der Luft hing. Auf Ansuchen der Gemeinde wurde von der Bauabteilung der Landeskirche ein Projekt für die Wiederherstellungsarbeiten an Kirche und Kirchenburg ausgearbeitet und von den staatlichen Stellen genehmigt.

Als im Jahre 1966 an die Durchführung der Arbeit gegangen wurde, türmten sich erdrückende Schwierigkeiten auf. Es gelang aber schließlich die Arbeiten etappenweise im Laufe von zehn Jahren durchzuführen, wobei die Gemeindeglieder für ihre Opferwilligkeit und unverdrossene Einsatzbereitschaft höchste Anerkennung verdienen. Daß der Pfarrer mit seinem Beispiel vorangehen mußte ist selbstverständlich. Von den an der Arbeit beteiligten fand das Anerkennung. So sagte die Architektin der staatlichen Direktion für Baudenkmäler, Frau El. Greceanu, bei der Einweihung der wiederhergestellten Kirchenburg von Tartlau einem jungen Pfarrer, wenn er nicht wüßte wie man seine Kirche renovierte, möge er sich an den Pfarrer von Großkopisch wenden. Der könne ihn beraten. Die bei einem Arbeitsbesuch an ihn persönlich gerichteten Worte der Anerkennung anzuführen wird unterlassen, weil das als Unbescheidenheit gedeutet werden könnte. Sein Opfer war größer, als die Unterstützung, welche die Gemeinde von Seiten des Staates erhielt, hatte er doch den Ertrag des Pfarrergartens fünf Jahre lang in die Kirchenkasse als Spenden für die Bauarbeiten einfließen lassen, auch manche Kanne Honig kontraktierte er, damit die Kirche Baumaterial im Tausch dafür von der Genossenschaft erhielt. Nach einer einmaligen staatlichen Zuwendung von 15.000 Lei, hörte die Unterstützung auf. Wahrscheinlich hatte der zuständige Kultusinspektor bei den Parteistellen eine ungünstige Auskunft über das Verhältnis des Pfarrers zu den Staatsorganen erhalten, so daß "er" keiner Unterstützung würdig gehalten

wurde. Die Arbeit stockte nicht, denn die Gemeinde erfuhr von diesem Vorwand nichts. Sie wußte, daß dringlichere Aufgaben im Lande ihrer Erfüllung harren. Dazu kam das wache Bewußtsein, daß die Kirche nicht nur ein Kulturdenkmal, sondern unser Gotteshaus war, das wir von den Vätern ererbt hatten. Als Eigentümer und Nutznießer desselben wollten wir uns des Rechtes und der Pflicht für seine Instandhaltung aufzukommen nicht entäußern. Für die Hilfe die wir von kirchlichen Stellen erhielten, waren wir zutiefst dankbar. Sie besaß nicht nur materiellen, sondern auch moralischen Wert. Besonders dankbar waren wir dem Sekretär Paul Hansen vom Lutherischen Weltbund, der die Arbeit an Ort und Stelle betrachtete. Er erkannte den Engpaß in dem sich die Gemeinde befand und wendete ihr eine ansehnliche Summe zu. Solche Hilfe zeigte den Gemeindegliedern, daß sie in ihrem abgelegenen Dorf nicht vergessen, sondern Glieder einer lebendigen Glaubensgemeinschaft waren.

Die Arbeit begann an der Sakristei. Die wurde durch zwei Eisenbetongürtel, die in der Mauer des Chores verankert wurden an dasselbe gebunden. In diese beiden Gürtel griffen an den Ecken und in der Mitte der Sakristeiwand zwei schräg aufsteigende Eisenbetonstützen. Sie besaßen 3,2 m tiefe Fundamente über sie wurden danach drei Strebepfeiler aus Steinen gemauert. Das gefährdete Rippengewölbe der Sakristei wurde von oben mit einer armierten Überbetonierung erfaßt. Dann konnten die in den Mauern klaffenden Risse zugemauert werden. Hierauf wurde auch das Chor ringsum mit einem Gürtel eingebunden, wobei durch die Öffnung des Spitzbogens unter dem Giebel des Chores ein Balken gegossen werden mußte. Nachdem auch um das Hauptschiff ein Gürtel angefertigt worden war, wurde das südliche Seitenschiff mit einem, das nördliche aber mit zwei Gürteln an dasselbe angeschlossen. An der Nordseite waren die drei Pfeiler so beschädigt, daß sie wirkungslos waren. Daher wurden sie durch neue ersetzt, die so wie die an der Sakristei einen Kern von zwei Eisenbetonstreben erhielten.

Die zwei Meter dicke Ostwand des Turmes, die ihn vom Hauptschiff der Kirche trennte, wies zwei Risse auf, die beidseitig

an der Basis des spitzen Bogens hinter der Orgel beginnend sich schräg nach oben zur Mitte zogen, wo sie sich vereinigten. Dadurch war ein tonnenschwerer Steinklotz entstanden, der sich nur in den Steinschmatzen hielt. Er konnte sich jederzeit lösen, herabfallen und die Orgel zerstören. Erst als er durch den Gürtel des Hauptschiffes an seiner Innenseite gesichert war, wurde daran gegangen an der anderen Seite in der Kirche einen Balken von Eisenbeton durchzuziehen, der dann zu einem den ganzen Turm umspannenden Gürtel verlängert wurde.

Damit war das ganze Gebäude durch etwa 200 m Gürtel und sechs neuerbaute Strebepfeiler in einer Art gesichert, die ihre Wirksamkeit schon gelegentlich des Erdbebens vom Jahre 1975 unter Beweis stellte. Es war dabei kein einziger Riß entstanden, nichts gebröckelt oder gar heruntergefallen. Was für ein Schaden hätte entstehen können ist kaum auszudenken. Wie morsch das Mauerwerk an einigen Stellen war, zeigten die Vorfälle während der Reparatur im Innern der Sakristei, wo die Nordmauer des Erdgeschoßes bis zu dem neuangefertigten Gürtel einfiel. Im nördlichen Querschiff fiel die Trennwand zum Hauptschiff und das halbe Gewölbe ein. Das geschah jedesmal nach dem Lösen eines einzigen Ziegelsteines. Tragische Folgen hatte der Einsturz des kleinen Giebels der südlichen Vorhalle, bei dem eine Frau tödlich verunglückte. Menschliches Versagen und Leichtfertigkeit trieb die Gemeinde tief in die Buße.

Das Dach der Kirche war dort, wo es an den Turm anstößt sehr schadhaft. Seit es errichtet worden war, waren zerbrochene Ziegeln, Eis und Schneemassen vom Turmdach heruntergefallen und hatten die Ziegeln über dem Hauptschiff zerschlagen. Bis der Schaden behoben worden war, hatte jedesmal der Dachstuhl unter der Nässe gelitten und mußte teilweise ersetzt werden. Zur Verhütung weiteren Schadens wurde an der Ostseite des Turmdaches ein Ziegelfang angebracht, der sich schon im darauffolgenden Winter als sehr wirksam erwies.

Das Fehlen von Dachrinnen hatte zur Folge, daß das Regenwasser in das Fundament der Mauern floß und, zusammen mit der großen Bodenfeuchtigkeit, nicht nur an den Mauern Schaden ver-

ursachte, sondern auch im Innern der Kirche zu ständiger Nässe des Fußbodens führte und denselben teilweise zerstört hatte. Darum wurden an die Kirche ringsum Dachrinnen angebracht.

Damit das Grundwasser, das auf der undurchlässigen Mergelschichte in drei Meter Tiefe unter der Kirche zu Tal fließt, aufgefangen und abgeleitet werde, wurde ein am Chor 3,2 m tiefer Entwässerungsgraben um die Kirche gegraben, Drainageröhren eingelegt und das Wasser 1,5 m unter der Porte aus der Burg hinausgeleitet. Schon Pfarrer Karl Werner hatte das Wasser dieser Bodenschichte genutzt, indem er 23 m oberhalb des Chores im Garten einen Brunnen graben ließ und das Wasser in Eisenröhren vor die Türe des Pfarrhauses leitete. Während der jahrelangen Reparatur wurde der Brunnen angezapft und die Baustelle durch natürliches Gefälle mit Wasser versehen. Was für eine große Erleichterung das darstellte, erkannte man in trockenen Jahren, wenn er versiegte, und das nötige Wasser in Fässern auf den Berg hinaufgeführt werden mußte.

Damit das Gebäude vor Blitzschlag geschützt sei, wurden auf den Turm und auf das Chor Blitzableiter angebracht.

Im Jahre 1976 wurde ein neuer Fußboden in die Kirche gelegt. Schon drei Jahre später zeigte sich ein starker Holzwurmbefall daran, der immer weiter um sich greift.

An Stelle der alten, verwitterten Fensterrahmen aus Holz wurden Metallrahmen gekauft, in die Steinfassungen eingesetzt und mit 5 mm starkem Glas verglast.

Schon im Jahre 1958 erhielt die Kirche mit allen andern kirchlichen Gebäuden Erdgasheizung. 1974 wurde ein Projekt für die Einführung des elektrischen Stromes in die Kirche ausgearbeitet und an die zuständigen staatlichen Stellen zur Genehmigung eingeschickt. Es wurde weder genehmigt, noch zurückgewiesen.

In den Notjahren der Nachkriegszeit waren die Dachziegel, Latten und Sparren der Bastei zur Ausbesserung der anderen Dächer verwendet worden. Dadurch waren die Mauern stark verwittert. Sie wurden wieder auf ihre alte Höhe aufgeführt und mit einem neuen Dach versehen.



Südostansicht der Kirchenburg

Als an die Wiederherstellung der Ringmauern gegangen wurde, stellte sich heraus, daß sie teilweise so baufällig waren, daß sie abgetragen werden mußten. Die Ostmauer wurde bis in den Grund neu aufgebaut und mit Hohlziegeln gedeckt. Die erwähnte Türe zur Burgkoppe wurde nicht mehr hergestellt. An der Nordseite wurden auch 12,5 m abgetragen, weil die Mauer an der Bastei mehr in den Kirchhof geneigt war, als ihre Dicke ausmachte. Weil sie aber am anderen Ende nach außen überhing, wurde ein 42 m langer Eisenbetongürtel in die Mauer eingegossen und dazu noch fünf Pfeiler an Stelle der alten, verfallenen errichtet. Nachdem sie fast auf die ursprüngliche Höhe wieder aufgemauert worden war, wurde sie wie die Ostmauer gedeckt. An der Westseite mußte weniger repariert werden. Sie war 1847 eingestürzt und neu aufgebaut worden. So mußte hier nur der Verputz und die Dächer der Pfeiler ausgebessert werden. Um so schwieriger gestaltete sich die Arbeit an der Südmauer. Außerhalb derselben liegt der Schulgarten, in welchem die Erde im Laufe der Jahre bis an die Mauer abgegraben worden war, so daß das Fundament derselben nur noch 30 cm tief in der Erde lag. Der so gefährdete Teil der Mauer hatte eine Länge von 15 m, beginnend von den beiden erhaltenen Kammern. Hier wurden im Abstand von 2 zu 2 m Betonfüße unter die Mauer gegossen und auf jeden zweiten ein Stützpfeiler gebaut, der die Mauer befestigte. Auch an den beiden Kammern mußte die Ringmauer, welche deren Außenseite bildete, neu gebaut werden, weil sie in ganzer Länge gespalten war. Ebenso mußte das Dach derselben wiederhergestellt werden.

Schon einige Jahre früher war das Tor der Burg so weit hinausversetzt worden, daß der Eingang in die einstige Mädchenschule, die der Burghüterfamilie zur Verfügung gestellt worden war, im Kirchhof liege. Damit wurde mancher unberechtigten Begehrlichkeit gewisser Mächtiger ein Ende gesetzt.

Bei den Grabungen an der Außenseite der Südmauer stieß man dicht daneben auf ein männliches Skelett, das schon stark vermodert war. Es könnte sich dabei um dasjenige eines Selbstmörders gehandelt haben. Bekanntlich wurden Selbstmörder im Mit-

telalter außerhalb des Friedhofes begraben. Es wäre aber auch möglich, daß es sich um einen andersgläubigen Krieger gehandelt habe, den der Tod hier ereilte, und dem ein Platz in geweihter Erde verweigert wurde. Vom Nachbarort BIRTHÄLM ist bekannt, daß auf dem dortigen Friedhof 1658 drei Tataren begraben wurden, die an der Pest gestorben waren.

Mit dem abschließenden Malen und Streichen des Innenraumes der Kirche war sie in zehnjähriger Arbeit in einen würdigen Zustand versetzt worden. Es hatte Opfer an Zeit und Geld gekostet. Weit mehr zählte der Aufwand an Nervenkraft, die die Beschaffung der Baumaterialien abforderte. Mancher fragte später wozu dieser Aufwand gemacht worden sei, wo doch alle Gemeindeglieder auswandern wollten. Auf eine solche Frage kann es nur eine dreifache Antwort geben:

1. Nicht alle werden die Möglichkeit haben auszuwandern. Es werden viele blutenden Herzens bleiben müssen und zu wenige sein, ein so großes Gotteshaus instand zu setzen. Selbst wenn alle fortziehen könnten, wird es noch viele Jahre dauern, bis der Letzte das Dorf verläßt. Daher ist es unsere Pflicht dafür zu sorgen, daß die Zurückbleibenden eine entsprechende Kirche benutzen können, solange sie hier leben müssen.

2. Wenn aber alle aussiedelten, könnte uns niemand den Vorwurf machen oder später nachreden, unserer sächsischen Eigenart untreu geworden zu sein, sondern jedermann wäre genötigt uns die gewohnte Achtung entgegenzubringen.

3. Wir selber aber dürfen das Bewußtsein haben unsere Pflicht und Schuldigkeit unserer Heimat und der Gemeinschaft gegenüber voll erfüllt zu haben. Alle die daran mitgeholfen haben können mit dem Wertgefühl eigener seelischer Kraft mit Zuversicht an die Erfüllung neuer Aufgaben gehen, die das Leben ihnen stellen wird.

D E R A L T A R

Der heutige Altar wurde 1854 vom Wiener Bildhauer Friedrich Pöckatz erbaut. Sein Projekt und der Vertrag liegen noch im



Altar und Taufbecken

Pfarramtsarchiv vor. Der Altar ist in klassizistischem Stil erbaut. Drei korinthische Säulen stehen zu beiden Seiten eines großen Mittelbildes, das Jesus Christus im Gespräch mit der Samariterin, nach Johannes 4. Kapitel, darstellt. Auf der Predella, unter dem Mittelbild, befindet sich ein vergoldetes Holzrelief, das die Einsetzung des Abendmahles darstellt. An den sechs sichtbaren Seiten der viereckigen Sockel, auf denen die Säulen ruhen, sind ebenfalls in Holzrelief, Szenen aus der Bibel dargestellt. Auch sie sind vergoldet. Über dem Mittelbild befindet sich ein kleines Ölbild, das Jesus mit den Emmausjüngern am Tisch zeigt. Darüber steht in Holzplastik ein Kelch, rechts davon die Bibel, links die beiden Gesetzestafeln Mose flankiert von zwei Engeln, von denen Blumengirlanden zu je zwei über den Säulen stehenden Urnen herabfallen. Vor dem spätgotischen Rundfenster ziert den Altar das Auge Gottes in Plastik und ein vergoldeter Strahlenkranz. Der Altar steht auf einem gemauerten Sockel. Davor ist ein zweistufiges, bewegliches Podium, und darauf ein Holzkastentisch.

Über den alten Altar ist eine Beschreibung von Friedrich Müller erhalten. In seiner Abhandlung: "Die Verteidigungskirchen in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur Provinzial - Kunstgeschichte", die 1857 in Wien erschien, schreibt er über den .. "Flügelaltar der späteren Gotik" . . ."Der letztere zeigt den Heiland und die zwei Marien als Mittelbild, unten den Leidensweg und rings zwölf der hl. Geschichte entnommene bildliche Darstellungen, nicht schlecht gemalt, und könnte nach einer an seiner Rückwand angebrachten Inschrift zu den jüngsten derartigen Arbeiten in Siebenbürgen gehören. Diese Inschrift lautet: 'p. C. h. f. 1558' (post Christum hoc factum 1558). D.h. frei übersetzt auf deutsch: Dies Kunstwerk wurde 1558 nach Christus gemacht.

Bedauerlicherweise sind die Bilder nicht erhalten geblieben. Es blieben nur Bruchstücke einer durch Vermoderung und Wurmfraß stark beschädigten Holzplastik übrig, die wahrscheinlich im Altarschrein stand, was aus der Tatsache geschlossen werden kann, daß die Rückseite nicht ausgearbeitet ist. Entge-

Altar in der Eerula/Hermannstadt/
 Erbaut mit der Holzplastik von Großkopisch

gen der Ansicht Fr. Müllers setzt Harald Krasser ihre Entstehung ins erste Viertel des 16. Jahrh. Er ist der Ansicht, daß sich das auf der Rückseite angegebene Jahr 1558 nur auf eine Reparatur beziehe. Diese Annahme begründet er mit der stilistischen Aussage der Gruppe. Sie stellt den Schmerzensmann mit zwei Engeln dar. Fr. Müller hatte angenommen, es handle sich um die beiden Marien, was Krasser mit der Begründung widerlegt, daß Frauen in jener Zeit mit längeren Haaren und mit Kopftüchern dargestellt worden seien. Ausserdem seien die Gesichter auffallend geschlechtslosen Ausdrucks. Während in malerischen und plastischen Darstellungen dieses Motivs meist drei selbständige, von einander isolierte Gestalten dargestellt werden, sind sie hier zu einer geschlossenen Gruppe verschmolzen, dadurch daß die beiden Engel den Mantel Christi hochheben, damit der gegeißelte Leib und die Wundmale besser sichtbar sind. Ob die Engel auch Flügel hatten, und ob der zur Linken Christi in der freien Hand ursprünglich die Marterwerkzeuge hielt, so wie das bei anderen Darstellungen der Fall ist, wäre möglich gewesen.

Die Restauratorin hat mit künstlerischem Einfühlungsvermögen und hohem handwerklichem Können die Bruchstücke wieder zu einem Ganzen zusammengefügt, und so ein wertvolles Kunstwerk vor dem völligen Verfall bewahrt.

Zur Beurteilung der Gruppe schreibt Harald Krasser in Nr. 10/75 der "Kirchlichen Blätter" folgendes:

"Während ihrer Arbeit hat die Restauratorin, . . . durch Heranziehung alles ihr zugänglichen Vergleichsmaterials zu ergründen gesucht, aus welchem Schulzusammenhang diese wertvolle Schnitzarbeit hervorgegangen sein könnte. Sie ist zum Ergebnis gekommen, daß sie am ehesten mit der mainfränkischen Plastik in der Nachfolge Tilmann Riemenschneiders in Verbindung zu bringen sei. . . Die Behandlung der Hauptpartien, der Gewandfalten und anatomischer Einzelheiten, der fast geschlechtslose Ausdruck der Engel, aber auch die Gesamtstimmung, ". . . die leidvertraute und demutsvolle Hingabe an ein im Jenseitigen sich erfüllendes Geschick" (nach J. Bier) deuten auf die Nachfol-



Altar in der Ferula/Hermannstadt/
Erbaut mit der Holzplastik von Großkopisch

ge des größten Lyrikers der deutschen Plastik", wie W. Pinder Riemenschneider einmal genannt hat, in dessen Formsprache sich hier noch einmal der ursprüngliche Sinn des Erbärmdebildes erfüllt. Man war gewohnt in dieser Epoche die bedeutendsten Leistungen der siebenbürgischen Plastik im Abhängigkeitsfeld von Riemenschneiders größtem Gegenspieler dem "Dramatiker" Veit Stoß zu suchen, dessen Einfluß damals über Krakau und die Zips und durch Vermittlung seiner Söhne nach Siebenbürgen herüberwirkte. Durch die Wiedergewinnung des Großkopischer Schmerzensmannes ist diese ereignisreiche Epoche unserer Kunstgeschichte, das erste Viertel des 16. Jahrhunderts, um einen in eine andere Richtung weisenden Ton reicher geworden."

Da die Kirchengemeinde mit der aufwendigen Renovierung der Kirche und der sie umgebenden Ringmauern beschäftigt war, konnte sie die Restaurierungskosten der Plastikgruppe nicht tragen. Sie war auch weder imstande einen solchen Besitz sachgemäß und sicher aufzubewahren oder gar zu verteidigen, noch ihn seiner Bedeutung entsprechend zu verwenden. Bei den Überlegungen darüber fiel bedrückend der Umstand ins Gewicht, daß die Gemeinde aus verschiedenen Ursachen von Jahr zu Jahr kleiner wurde. Darum wurden die Bruchstücke dem Landeskonsistorium zur Verfügung gestellt, damit nach der Restaurierung, auf Grund eines von Architekt Hermann Fabini ausgearbeiteten Entwurfes, ein Hausaltar für das Theologische Institut in Hermannstadt gebaut werde. Aus unbekanntem Gründen wurde davon Abstand genommen. Da übernahm die Hermannstädter Kirchengemeinde die restaurierte Gruppe als Leihgabe mitsamt dem Entwurf Fabinis und ließ in der sog. Ferula einen neuen Altar errichten, vor dem seither besonders Trauungen vollzogen werden.

An der Einweihung desselben nahm Pfarrer Andreas Türk, der einen besonderen Beitrag zur Sicherstellung der Fragmente geleistet hatte, sowie die Mitglieder des Prebyteriums der Kirchengemeinde Johann Zultner, Johann Schuller, Friedrich Schell und Michael Mauer mit ihren Ehefrauen, Margarete Zultner, Johanna Schuller, Maria Schell und Margarete Mauer, teil. Die markanten Männer und Frauen in ihrer alten Kirchentracht

und den von Sonne und Wi
Feier eine besondere Not

Nach der Einweihungs
sprach auch Pfarrer Andr
Gemeinde, sprach von ihr
treuem Beharren im Gla
Zeit erfuhr, und noch t
Kraft und Zuversicht in
sei, in Jesus Christus
Hoffnung für Zeit und
glaubt. Er dankte allen,
Plastikgruppe bemühten u
blick die Betrachter nic
sondern zu tiefem Glaub
Innersten bewege, so wi
durfte, die hier folgen:

Am K

Christus spricht:

Ich hing im S

Unendlich dehnten

Erstarret war die

Aus meiner Stirne

rann tropfenw

das - eh' es sich

wie Körner einer

Indes erschlaffte

der Durst die

und ich mit ausge

an einem Trunk zu

reichte man h

-Als ich dagegen

schien mir, als ob

chen Plastik", wie W. Pinder
 t, in dessen Formsprache sich
 e Sinn des Erbärmdebildes er-
 epoche die bedeutendsten Leis-
 tik im Abhängigkeitsfeld von
 ieler dem "Dramatiker" Veit
 mals über Krakau und die Zips
 e nach Siebenbürgen herüber-
 g des Großkopischer Schmer-
 che Epoche unserer Kunstge-
 6. Jahrhunderts, um einen in
 n reicher geworden."

er aufwendigen Renovierung der
 gmauern beschäftigt war, konn-
 der Plastikgruppe nicht tra-
 einen solchen Besitz sachge-
 gar zu verteidigen, noch ihn
 verwenden. Bei den Überlegungen
 and ins Gewicht, daß die Ge-
 en von Jahr zu Jahr kleiner
 tücke dem Landeskonsistorium
 nach der Restaurierung, auf
 n Fabini ausgearbeiteten Ent-
 neologische Institut in Her-
 ekannten Gründen wurde davon
 e Hermannstädter Kirchengel-
 ls Leihgabe mitsamt dem Ent-
 Ferula einen neuen Altar er-
 s Trauungen vollzogen werden.
 ahm Pfarrer Andreas Türk, der
 herstellung der Fragmente ge-
 der des Prebyteriums der Kir-
 Johann Schuller, Friedrich
 en Ehefrauen, Margarete Zult-
 ll und Margarete Mauer, teil.
 in ihrer alten Kirchentracht

und den von Sonne und Wind gebräunten Gesichtern, gaben der
 Feier eine besondere Note.

Nach der Einweihungspredigt des Stadtpfarrers H. Rehner
 sprach auch Pfarrer Andreas Türk. Er zeichnete die Lage der
 Gemeinde, sprach von ihren Nöten, wie auch von Bewährung und
 treuem Beharren im Glauben der Väter, weil sie in schwerer
 Zeit erfuhr, und noch täglich erfahre, daß Gott ihre einzige
 Kraft und Zuversicht in der Not, wie auch Grund ihrer Freude
 sei, in Jesus Christus aber ein unerschütterlicher Grund der
 Hoffnung für Zeit und Ewigkeit für jeden wird, der an ihn
 glaubt. Er dankte allen, die sich um die Wiederherstellung der
 Plastikgruppe bemühten und sprach den Wunsch aus, daß ihr An-
 blick die Betrachter nicht nur zu Bewunderung und Kunstgenuß,
 sondern zu tiefem Glaubenserleben führe, das ihre Herzen im
 Innersten bewege, so wie er es erleben und in Worte fassen
 durfte, die hier folgen:

Am Kreuz

Christus spricht:

Ich hing im Sonnenbrand am Marterpfahle,
 Unendlich dehnten sich des Tages Stunden.
 Erstarret war die Luft im Tale.
 Aus meiner Stirne Dornenwunden
 rann tropfenweise rot das Blut hernieder,
 das - eh' es sich mit heißem Sand vermahlte -
 wie Körner einer Sanduhr, bitt're Stunden zählte.
 Indes erschlafften meine müden Glieder,
 der Durst die letzte Kraft in mir verzehrte,
 und ich mit ausgedorrttem Munde
 an einem Trunk zu laben mich begehrte,
 reichte man höhnisch Essig mir, gemischt mit Galle.
 -Als ich dagegen aufbegehrend mich verwehrte,
 schien mir, als ob auch deine Hand vom Stabe falle.

D E R F R I E D H O F

Der Friedhof war ursprünglich neben der Kirche, innerhalb der Ringmauern. Im Glauben, daß der Boden neben derselben heilig sei, wollte jeder wenn er sterbe in heiliger Erde ruhen. Man wollte aber auch die toten Angehörigen nicht den Feinden preisgeben. So wurden Jahrhunderte hindurch alle Toten hier begraben. Kein Wunder, wenn man bei der Kirchenreparatur im ganzen Kirchhof auf Gebeine stieß. Auch in der Kirche zeichneten sich im Boden vor dem Altar durch anders gefärbte Erde die Umrisse eines Grabes ab. Es wäre möglich, daß dahin ein Geistlicher begraben wurde, der in der Gemeinde starb.

Als im Jahre 1819 die österreichische Regierung durch einen Erlaß anordnete, daß die Friedhöfe außerhalb der Ortschaften verlegt werden müßten, wurde auch für die Großkopischer Kirchengemeinde ein neuer Friedhof im Greveln bestimmt, der auch heute noch benützt wird. Mit der Verlegung desselben außerhalb der Gemeinde scheinen sich die Großkopischer schwer abgefunden zu haben, denn noch 1830 behandelte Stephan Ludwig Roth dies Thema in einer Predigt. Sein "Herr Schwiegervater", Pfarrer Georg Gottlieb Auner war bei einer Kirchenvisitation im Burzenland, darum hielt er den Gottesdienst. Bei dieser Gelegenheit predigte er in volkstümlich - belehrender Art über das Evangelium des 16. Sonntags nach Trinitatis, Lukas 7. Kap. Vers 11 - 17, welches über die Auferweckung des Jünglings zu Nain berichtet. Den Vers 12 "als Jesus aber nahe an das Stadttor kam, trug man einen Toten heraus", nahm er zum Anlaß folgender Ausführungen:

"Es ist also auch dazumal gebräuchlich, was auch wir jetzt auf Befehl des selig entschlafenen Kaisers Josef's tun: man begrub die Toten vor die Tore, das ist außerhalb der Wohnung der Lebendigen. Das Grab des Lazarus war außerhalb Bethania, das Grab des Arimathia außerhalb Jerusalems. Und dieser Brauch war auch bei andern Völkern. . . .Dieser Brauch war auch bei den ersten Christen, diese hatten ohnedem in solchen Fällen die Sitten des Landes und Volkes, in dem und zwischen dem sie

lebten. Und dies auch mit den Dünsten der Verstorbenen ein Bösewicht richtet bei seinem Lebendigen dorthin zu befördern, wo ein guter Mensch, warum soll er wider Willen schaden müßte niemandem schaden wollte kam, wo die Seelen der Menschen, (auf was wir Evangelium mit allem Fleiß Ansehen, daß sie die Leichnamen wünschten, weil sie glaubten des Priesters, der Hostien hilfreich sein, daß sie nicht schmachteten. . . . ein Chor, neben dem Altar, a

Ihr armen, ängstlichen Taufe nicht das Wasser es im Sterben nicht die Christus. . . . Die Erde

So wurden in der Folge im Greveln unter der Südwand grub man auch die Pfarrkirche Theil, Petrus Traugott Prediger Michael Wölwel, Johann Schuller. Sie wurde der zur letzten Ruhe geb

Der Widerwillen gegen den letzten Ausdruck in der ber. Erst im Jahre 1962 wurden schon angelegt. Der Friedhof geben, der in der Zeit der Wiedergeburt im Dorfe sorgte, gegen die Weltkriegen noch der Friedhof Lebenden rechtlos wurden

neben der Kirche, innerhalb
 er Boden neben derselben hei-
 erbe in heiliger Erde ruhen.
 angehörigen nicht den Feinden
 te hindurch alle Toten hier
 bei der Kirchenreparatur im
 . Auch in der Kirche zeichne-
 urch anders gefärbte Erde die
 möglich, daß dahin ein Geist-
 Gemeinde starb.

ichische Regierung durch ei-
 dhöfe außerhalb der Ortschaf-
 auch für die Großkopischer
 of im Greveln bestimmt, der
 der Verlegung desselben au-
 ich die Großkopischer schwer
 1830 behandelte Stephan Ludwig
 . Sein "Herr Schwiegervater",
 bei einer Kirchenvisitation
 Gottesdienst. Bei dieser Ge-
 mlich - belehrender Art über
 nach Trinitatis, Lukas 7. Kap.
 Auferweckung des Jünglings zu
 Jesus aber nahe an das Stadt-
 raus", nahm er zum Anlaß fol-
 räuchlich, was auch wir jetzt
 nen Kaisers Josef's tun: man
 das ist außerhalb der Wohnung
 zarus war außerhalb Bethania,
 Jerusalems. Und dieser Brauch
 .Dieser Brauch war auch bei
 en ohnedem in solchen Fällen
 , in dem und zwischen dem sie

lebten. Und dies auch mit Recht. Denn warum sollen die Toten
 mit den Dünsten der Verwesung den Lebendigen schaden? Ist der
 Verstorbene ein Bösewicht gewesen, der vielen Schaden ange-
 richtet bei seinem Leben - sollen wir nicht froh sein, ihn
 dorthin zu befördern, wo er nicht mehr schaden kann; was ein
 guter Mensch, warum sollen wir ihn an einen Ort bringen, wo er
 wider Willen schaden müßte, da er in seinem Leben mit Vorsatz
 niemandem schaden wollte. Nur wie die Lehre vom Fegfeuer auf-
 kam, wo die Seelen der Menschen durch das Feuer gereinigt wür-
 den, (auf was wir Evangelische nichts geben) ward den Men-
 schen mit allem Fleiß Angst und Bange gemacht vor diesem Feu-
 er, daß sie die Leichname näher an die Kirche zu begraben
 wünschten, weil sie glaubten, dieser heilige Ort, in der Nähe
 des Priesters, der Hostie und der Gemeinde würde ihnen ver-
 hülfflich sein, daß sie nicht so sehr lang in diesem Feuer
 schmachteten. . . . ein jeder wollte fest an der Kirche, im
 Chor, neben dem Altar, am besten Platze ruhn.

Ihr armen, ängstlich gemachten Christen! So wie in der
 Taufe nicht das Wasser es tut, sondern die Verheißung, so tut
 es im Sterben nicht die Erde, sondern die Erlösung durch Jesus
 Christus. . . . Die Erde ist überall des Herrn!"

So wurden in der Folge die Toten auf dem neuen Friedhof
 im Greveln unter der Südseite der Burgkoppe begraben. Dort be-
 grub man auch die Pfarrer Georg Gottlieb Auner, Simon Joseph
 Theil, Petrus Traugott Meyndt und Ferdinand Zintz, sowie die
 Prediger Michael Wörlwel, Johann Closius, Johann Schell und Jo-
 hann Schuller. Sie wurden inmitten ihrer einstigen Kirchenkin-
 der zur letzten Ruhe gebettet.

Der Widerwillen gegen diese Anordnung fand vielleicht sei-
 nen letzten Ausdruck in der eigenwilligen Anordnung der Grä-
 ber. Erst im Jahre 1962 wurden sie geordnet und Wege dazwi-
 schen angelegt. Der Friedhof war einst mit einem Rutenzaun um-
 geben, der in der Zeit da noch ein sächsischer Hann für Ord-
 nung im Dorfe sorgte, genügte. Das war auch zwischen den beiden
 Weltkriegen noch der Fall. Als aber nach dem Jahre 1944 die
 Lebenden rechtlos wurden, verloren auch die Toten die Achtung.

Glauben und Ehrfurcht schwanden. Der Zaun wurde im Sommer durchlöchert, daß Lämmer und Schweine zwischen und auf den Gräbern weideten, und die Hühner sie verscharrten. Im Winter wurde er verstohlen und verbrannt. Auch der aus dünnem Maschendraht hatte oft ein ähnliches Schicksal. Erst der 1962 hergestellte Zaun aus starkem Drahtgeflecht und Betonpflocken sicherte den Frieden wieder. Beide wurden von den Männern in ihrer Freizeit unentgeltlich hergestellt. Wenn nun im Frühjahr die weißen Spyrea blühen, die rings um den ganzen Friedhof an den Zaun gesetzt wurden, dann blühen auch auf den Gräbern wieder Blumen. Die Wege werden von den Frauen sauber gehalten. Es ist wieder ein würdiger Ort der Ruhe. Dies Aussehen wird durch die neuen Grabsteine, die einzelne Familien ihren Verstorbenen auf das Grab aufstellten, unterstrichen.

D I E K A N Z E L

Die Kanzel befindet sich an der Nordseite der Kirche zwischen Haupt- und Querschiff unter dem abgebrochenen Triumphbogen, von dem nur ein Pfeiler erhalten blieb. Dieser ist auf der Seite zum Seitenschiff abgerundet mit den Säulen desselben gleichförmig. Auf einem an der Unterkante abgeschrägten Naturstein, der den Kapitellen der Säulen der Arkaden gleicht, ruht der erste Bogen. Auf der anderen Seite dieses Pfeilers, wo bei der Renovierung Abbruchstellen zum Vorschein kamen, ruht der Rundbogen, der Haupt- und Zwischenschiff miteinander verbindet. An seiner Vorderseite steht die aus Ziegelsteinen gemauerte Kanzel, die von Simon Peter 1796 erbaut wurde, verpflichtete er sich doch in Pkt 2 des erwähnten Vertrages: "Zum gratial einen neuen Predigtstuhl, wie er in der hiesigen Gegend nicht anzutreffen seyn solle, zu verfertigen." In den Jahren 1790/91 erhielt ein Herr Petersberger mehrere Beträge für die Herstellung des Kanzeldeckels und der Kanzelkrone. Beide sind aus Holz angefertigt. Die Krone schmücken mehrere Strahlenkränze. An der Unterseite des Deckels ist ein kleines Ölbild zu sehen, das die Taube des Hl. Geistes darstellt. Den unteren Rand zie-

ren hölzerne Quasten. In den Jahren 1857/58 wurde, laut Vertrag mit dem Meister Carl G. Hoppe aus Mediasch, die Vergoldung nicht nur an der Kanzel, sondern auch an der Orgel erneuert.

D I E O R G E L

In der ersten erhaltenen Rechnung der Kirchengemeinde aus dem Jahre 1763 werden Ausgaben für die Orgel erwähnt. Das geschieht auch im Jahre 1770 wieder, als dem Tischlermeister Czillmann "für das Schnitzwerk am Positiv" ein Lohn ausgezahlt wird. Auch 1789 wird eine Reparatur an derselben durchgeführt. Zehn Jahre später aber wurde mit dem Orgelbauer Samuel Maetz, aus BIRTHÄLM, ein Vertrag über den Bau einer neuen Orgel abgeschlossen. Im Jahr 1800 wurde sie auf der neuerbauten Empore aufgebaut. Sie ist mit einem Manual mit zehn Registern ausgestattet. Sie hat einen schönen, angenehm weichen Klang, ist aber heute sehr reparaturbedürftig. Eine große zinnerne Pfeife wurde in den Jahren der Gewalt und der Rechtlosigkeit nach dem Jahre 1945 geraubt. Da der Bau der Empore so große Veränderungen an der Kirche erforderte, muß angenommen werden, daß es vorher keine gab, und die alte Orgel ihren Standort im Chor über dem Altar hatte, wie das auf einigen Gemeinden heute noch der Fall ist.

D I E S A K R A M E N T S N I S C H E

In seinem Bericht über die Großkopischer Kirche aus dem Jahre 1853 berichtet der nachmalige Bischof Fr. Müller über das Vorhandensein einer Sakramentsnische in der Mauer, rechts des Altares, die durch einen sog. Eselsrücken überhöht sei. Heute zeigt nur ein rechteckiger Flecken im Mauerverputz, wo sie ihren Platz hatte. Wahrscheinlich fiel sie bei einer Reparatur menschlichem Unverständnis zum Opfer.

D A S T A U F B E C K E N

Als Taufbecken dient heute ein aus Holz gefertigter großer Kelch mit einem halbkugelförmigen Holzdeckel, der mit Hilfe einer Rolle, die an einem Eisengestell befestigt war, hochgezogen werden konnte. Diese Vorrichtung ist verloren gegangen. Wahrscheinlich hatte das auf den Fußboden aufgeschraubte Eisengestell im morschen Boden nicht mehr den nötigen Halt. Sowohl Kelch, als auch der Deckel des Taufbeckens ist mit vier geschnitzten, vergoldeten Blattornamenten besetzt, während der Grund darunter in brauner Marmorimitation gestrichen ist. Es ist neueren, unbekanntem Datums. Für das Taufwasser wird ein kleines Kupferschüsselchen benützt. Vorher gab es wohl ein aus Stein gemeißeltes Taufbecken.

D I E G L O C K E N

Die Gemeinde besitzt heute zwei Glocken. Die alte, die Fr. Müller 1853 als mittlere bezeichnete, trägt die Inschrift aus Jesaja, Kapitel 40, Vers 8. "Verbum Domini manet in eternum inviolatum - hoc factum est per M. Sigis. Tempore V IHERO pie 1550." (Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit.) Diese Glockeninschrift wurde nach der Reformation in Siebenbürgen allgemein üblich. Auf dieser Glocke wurde sie nach Dr. Viktor Roth zum erstenmal verwendet. Über die beiden andern Glocken, die im Ersten Weltkrieg requiriert und fortgeführt wurden, schreibt Fr. Müller: "Die längliche Form der beiden andern, welche keine Inschrift oder bildliche Darstellung enthalten, läßt dieselben als noch älter erscheinen." Diese Einschätzung scheint weder den Behörden, noch den Vertretern der Kirche bekannt gewesen zu sein. Dies war die verhängnisvolle Ursache dafür, daß ihr Alter und ihr hoher Wert nicht erkannt wurden, und niemand gegen ihre Wegnahme Einspruch erhob. So wurden sie eingeschmolzen.

Vom persönlichen Mühen und Sorgen zur Zeit des ersten Weltkrieges erzählten die Gemeindeglieder, die ihn erlebt hat-

ten, nicht viel. Aber der Verlust der Glocken, klang noch voll Wehmut in aller Herzen nach. Sie erzählten, an einem Sommertag hätten auf einmal alle drei Glocken vom Turm geläutet. Sie seien von ihrer Feldarbeit ins Dorf gelaufen, weil sie einen Brand vermuteten. Da hätten sie erfahren, daß die große und die kleine Glocke von Soldaten schon vom Turm heruntergestürzt worden waren und fortgeführt wurden. Zum Frieden zu läuten war ihre Bestimmung gewesen, der sie in bewegten und schweren Zeiten der Vergangenheit gedient hatten. Nun sollten sie dem Krieg, der Vernichtung, dem Tod dienen. Wer wollte sich der Tränen schämen, die da geweint wurden? Sie galten doch nicht nur den Glocken, sondern mehr noch dem verkehrten Menschenherzen, das in wirren Zeiten so unberechenbar handeln konnte! Wie sehr die Leute an ihren Glocken hingen, zeigt die Erzählung von Adolph Buchholzer, darin er schreibt, der Klang der großen Glocke sei bei Sturmgeläute bis über die Fettendorfer Berge in den Gemeinden des Harbachtals zu hören gewesen und habe deren Bewohner rechtzeitig vor den Feinden gewarnt. Darüber seien die Türken so erbost gewesen, daß sie versucht hätten, die Glocke zu zerschlagen. Es sei ihnen aber nur gelungen einige Brocken vom Rande derselben abzuschlagen, was man habe sehen können. Andere wieder wollten erfahren haben, oder vermuteten, der Glockentransport sei im Bahnhof einer Gemeinde des Kokeltales stecken geblieben. Die nahe gelegenen Gemeinden hätten sich ihre Glocken wieder geholt. Dabei seien auch Verwechslungen vorgekommen. So läute die Großkopischer große Glocke in einem dieser Dörfer. Der Schmerz um den Verlust vermeinte den lieben Klang wieder zu hören und ließ auch Unmögliches für wahr erscheinen.

Die beiden Glocken, die durch den Krieg verloren gegangen waren, fehlten nicht nur den ortsansässigen Gemeindegliedern, sondern auch denen, die in den Vereinigten Staaten lebten, wenn sie einen Urlaub in der Heimat verbrachten. Unter ihnen war auch Pfarrer Johann Zultner, der damals in Ellwood City lebte. Er veröffentlichte einen Aufruf an seine Landsleute im Siebenbürgisch - Amerikanischen Volksblatt. Darin hieß es un-

ter anderem: . . ."Aber noch etwas fehlt, zu dessen Anschaffung unsere Hilfe unbedingt auch erforderlich ist. Wer seit dem Kriege drüben gewesen ist, vermißt auf's schmerzlichste den gewohnten schönen Dreiklang unserer Glocken. Denn es fehlen noch immer die große und die kleine Glocke, die der uner-sättliche Krieg mitgenommen, und die infolge Armut nicht wieder angeschafft werden konnten." Und in einem Brief an die Landsleute in Kanada schrieb er: "Da ist es heilige Pflicht uns in Dankbarkeit zu bemühen, die Nöte lindern zu helfen, die schwere Kriegszeiten über unser Volk gebracht haben. Wir wollen helfen, damit unsere Kinder auch froh sein können, wie wir einst waren. Welche Augen würden sie machen, . . .welch herzliche Freude würde ihre empfänglichen jungen Herzen erfüllen, wenn sie plötzlich den schönen Dreiklang vom Turme vernähmen, wie wir ihn in unserer seligen Kinder- und Jugendzeit immer vernommen haben. . . .wir sollen helfen, wenn wir unserer Vor-fahren würdig sein wollen. . . ." und weiter mahnt er: ". . . wie wollen wir vor unseren Kindern bestehen? Können wir es ihnen wehren, wenn sie die Geschichte unserer Vorfahren lernen und deren Taten mit den unsrigen vergleichen, sie uns dann mit Ab-scheu und Verachtung betrachten müssen? Wenn wir dies nicht wollen, dann müssen wir tun, was wir schuldig sind, beiden schuldig: den Vorfahren und den Nachkommen!"

Solche Ermahnungen blieben nicht ohne Erfolg. Wie wir aus einem an anderer Stelle wiedergegebenen Artikel im "Siebenb. Deutschen Tageblatt" entnehmen können, wurden 32.000 Lei für den Glockenfond gespendet. Doch zum Kauf der Glocken kam es nicht. Über die Ursache dafür gibt uns wieder ein Brief von Pfr. Zultner Aufschluß, den er an Adolph Buchholzer nach Kanada schrieb. Darin heißt es: Das Prebyterium"bestimmte, den Betrag für die längst schuldige Besoldung von Pfarrer Salzer zu verwenden und zwar sollte das Geld nur geborgt werden! Aber es ist nie wieder zurückgezahlt worden. . . .Wir waren froh, daß Andreas Klöß als er aus Amerika kam, 13.000.- Lei für eine kleine Glocke spendete und sie aufrichten ließ."

Pfarrer Hermann Salzer war 1931 in Pension gegangen und

hatte die Gemeinde verlassen. Diese schuldete ihm noch eine große Summe an Gehalt. Nach den kirchlichen Bestimmungen durfte sie nur dann einen neuen Pfarrer wählen, wenn sie diese Schuld beglichen hatte. Aus diesem Grund geschah der Übergriff des Presbyteriums, daß es den Glockenfond dafür verwendete. Das geschah sicherlich mit der guten Absicht das Geld wieder zu ersetzen, aber die Not nahm noch lange kein Ende, wodurch es beim Vorsatz blieb. Von dem Geld hätten beide Glocken ersetzt werden können. Andererseits wäre die Gemeinde noch länger ohne Geistlichen geblieben.

So spendete denn Andreas Klöß d. Ä. zum Andenken an seine Ehefrau Anna geb. Mantsch, die während seines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gestorben war, eine kleine Glocke. Sie wurde von der Firma Pacha in Hermannstadt gegossen, was in der Glockeninschrift festgehalten wurde. Dieselbe enthält außer der Widmung und dem Namen des Spenders den Anfang des Lutherliedes: "Ein' feste Burg ist unser Gott!" Diese Glocke wird an Sonn- und Feiertagen im Zusammenläuten mit der alten geläutet und dient auch als Totenglocke. Sie wurde von Pfarrer Johann Zultner, der in die Heimat zurückgekehrt war eingeweiht.

Solange es noch eine evangelische Schule gab, rief ein kleines Schulglöcklein die Kinder am Morgen zur Schule. Nun ist es gesprungen und wird auch aus anderen Gründen nicht mehr benützt.

D I E T U R M U H R

In der Kirchenrechnung des Jahres 1763 wird eine Ausgabe für Öl für die Turmuhr verzeichnet. Also gab es eine solche schon zu diesem Zeitpunkt. Im Jahre 1880 scheint sie repariert worden zu sein, denn das auf die Turmwand aufgemalte Ziffernblatt trug diese Jahreszahl. Bei der letzten Kirchenreparatur wurde es neu gestrichen, aber nicht verändert. Das heutige Uhrwerk wurde 1907 von J. Fuchs aus Bernburg geliefert. Bei sorgfältiger Wartung verkündet sie den Dorfbewohnern Zeit und Stunde mit großer Genauigkeit. Teile eines alten handgeschmie-

deten Uhrwerkes liegen noch in einer Ecke des Kirchenaufbodens. Der Burghüter erhielt für die Wartung der Uhr, solange Gemeinde und Kirche noch Waldbesitz hatten, von beiden je ein Los Brennholz. Heute hat er freie Beheizung der Dienstwohnung von der Kirche.

D I E A B E N D M A H L S G E R Ä T E

Die Kirche besitzt zwei Abendmahlskelche, zwei Patenen und drei zinnerne Weinkannen. Zu jedem Kelch gehört eine bestimmte Patene, die verschiedene Verwendung haben. Der große Kelch wird beim Gemeindeabendmahl in der Kirche verwendet. Er hat eine Höhe von 205 mm und einen Schalendurchmesser von 100 mm. Er wiegt 630 gr. Der Kelchschalenkorb besteht aus durchbrochenem, spätgotischem Rankenwerk und wurde, so wie der Pflanzenfries an seinem oberen Rand, gegossen. Er weist sechs Statuetten und ebensoviele geschnittene Blumen auf. Den Stempel der Blumen bildet ein Halbedelstein. Den sechsseitigen, glatten Fuß des Kelches verbindet ein gegossener, durchbrochener, Pflanzenrankenstreifen mit einem Verstärkungssockel. Das Verbindungsstück zwischen Fuß und Schalenkorb ist mit kleinen getriebenen Blüten und Erdbeeren besetzt. Zu diesem Kelch gehört eine Patene, an deren innerem Rand in einem Kreis ein Kreuz aus Ästen eingraviert ist.

Der kleinere Kelch ist für das Krankenabendmahl bestimmt. Er ist 200 mm hoch, hat einen Schalendurchmesser von 90 mm und wiegt 450 gr. Der Schalenkorb besteht aus großen ausgeschnittenen Blättern und hat ein gegossenes Lilienfries. Die Blätter waren mit zwölf fliegenden Vögeln geschmückt, von denen vier verlorengingen. Der sechseckige Fuß hat einen glatten Aufsatzrand, mit gegossenem, durchbrochenem, wellenförmigem Verbindungsstück in Fischblasenmaßwerk. Die Seiten des Fußes sind mit gekerbtem Draht eingefast und mit je einem geschnittenen Blatt belegt, an deren unteren Teil eine Blüte mit Erdbeerstempel befestigt wurde. Dieser Kelch ist beschädigt. Es fehlt ein Teil des Aufsatzrandes und ein Blatt des Fußes. Auch die



Kelch für die Krankenkommunion
Vom Anfang des 16. Jahrhunderts

Vergoldung der Kelchschale ist schadhaft, wodurch das freigelegte Silber sich schwarz färbte. Dieser Kelch wurde wahrscheinlich Anfang des 16. Jahrhunderts von einem Mediascher Meister angefertigt, der die Technik der geschnittenen Blätter auch an Gegenständen der Mediascher und Hetzeldorfer Abendmahlsgeräte angewendet hat. Zu diesem Kelch gehört eine Patene, deren Rand größtenteils abbrach und auf der Unterseite Zinn aufweist, ein Zeichen, daß der Versuch unternommen wurde, denselben anzulöten.

Beide Kelche und beide Patenen sind aus vergoldetem Silber. In ihrer formvollendeten Schönheit zeugen sie von dem hohen Stand der Goldschmiedekunst in unseren Städten. Schöne Kelche zu besitzen war der Stolz unserer Gemeinden. Auch die kleinsten und entlegensten unter ihnen wetteiferten darin, etwas besonderes zu besitzen. So wie aller Besitz - ja, wie das Leben selbst - waren auch diese nicht sicher. In Zeiten großer Not, wenn es galt der Knechtschaft zu entgehen, Recht und Freiheit zu erkaufen, oder das Vaterland zu retten, wurden auch sie geopfert.

Letzteres war auch noch Ende des 18. Jahrh. notwendig, als der österreichische Staat nahe am wirtschaftlichen Ruin war. Da wurde auch den Kirchen ihr Beitrag zur Gesundung der Wirtschaft des Landes abverlangt. Im Gedenkbuch der Kirchengemeinde befindet sich eine Bescheinigung folgenden Inhaltes:

4. Sept. 1799

wurden beim Mediascher Bürgermeisteramt durch Georg Kraft abgegeben an das k. u. k. Münzamt

1. eine zinnvergoldete Kanne, auswendig mit getriebenen Antiga Laubwerken, von 13 löthigem Silber, wiegtLoth 26

2. Eine auswendig und inwendig vergoldete Pateine von 13 lothigem Silber

wiegt	Loth	5 ¹ / ₄
-------	------	-------------------------------

Zusammen	Loth	31 ¹ / ₄
----------	------	--------------------------------

Bürgermeister, J.Georg Binder, e.h.



Kelch für das Gemeindeabendmahl
Vom Anfang des 16. Jahrhunderts

Im Zusammenhang mit der abgegebenen Kanne steigen verschiedene Fragen auf. Zunächst kann die Vermutung ausgesprochen werden, daß es sich um eine Kanne handelte, die zu dem kleinen Kelch gehörte, daß also das Laubwerk auch in Mediascher Schnitttechnik, zu gleicher Zeit und vom gleichen Meister hergestellt wurde. Weiterhin muß der Ausdruck "zinnvergoldet" als irreführend bezeichnet werden. Er wird danach auch durch die Bestimmung "von 13 löthigem Silber" berichtigt, worauf ihr Gewicht mit dem der Patene summiert wurde, was bei Gegenständen aus verschiedenen Metallen nicht zulässig gewesen wäre. Auch im Anleihepapier des Thesauriats wurden nicht zwei Posten ausgewiesen, was ein Beweis mehr dafür ist, daß es sich bei der abgegebenen Kanne um vergoldetes Silber gehandelt hatte.

Von den drei vorhandenen Zinnkannen ist eine von besonderem Wert. Sie soll von einem Schäßburger Meister stammen, der seine Werke mit den Initialen H.B. zeichnete, und auf diese Kanne ein springendes Pferdchen eingravierte. Außerdem tragen der obere und der untere Rand des Gefäßes und der Rand des Deckels einen Kranz von eingepunzten Palmetten.

Im Jahre 1974 erschien das Gesetz über die Gründung des sog. Kulturpatrimoniums. Dieses bestimmte, daß alle Gegenstände von kulturellem und künstlerischem Wert, gleich ob sie sich im Besitz der Kirchen oder anderer Institutionen befänden, oder Privateigentum darstellten, ins Eigentum des Staates übergingen. Das geschah mit der Begründung, dieselben sachgemäßer und sicherer aufzubewahren. Schon einige Jahre früher waren Sonderinventare der Gegenstände aus Edelmetall und deren Registrierung bei der Nationalbank in Kronstadt gefordert worden. Ein solches Inventar liegt auch im Großkopischer Pfarramtsarchiv vor. In demselben sind die Kelche und die Patenen mit genauen Angaben über Form, Größe und Gewicht, sowie die Orgel, die Glocke aus 1550 und eine Urkunde, die das Urteil der Nationsuniversität im Prozess der Gemeinde mit dem Gräfen Jakob von Hetzeldorf um das Erbgräfenrecht über Großkopisch aus dem Jahre 1477 enthielt, als kulturhistorisch bedeutsame Gegenstände genau verzeichnet. Die Eintragungen konnten ohne

Schwierigkeit gemacht werden, hatte doch Dr. Viktor Roth alle Kunstgegenstände aus dem Besitz der evangelischen Kirchengemeinden in seiner Abhandlung: "Geschichte des deutschen Kunstgewerbes in Siebenbürgen" genau beschrieben und auf Wert und Alter untersucht. Die Wertschätzung durch unser Volk brauchte nicht in Frage gestellt zu werden, waren sie doch Jahrhunderte in Treue behütet worden. Was uns eine Selbstverständlichkeit war, ihre gewissenhafte Aufbewahrung, sicher vor Diebstahl und Feuersgefahr, sowie ihre Unveräußerlichkeit, wurde nun gesetzlich gefordert. Das war eine Maßnahme, die unsere Landeskirche schon lange vorher ergriffen hatte, als sie bestimmte, daß dort wo keine eiserne Kasse vorhanden sei, die Abendmahlsgeräte im Schlafzimmer des Pfarrers aufbewahrt werden müßten. Der Staat trug nun den neuen Zeitverhältnissen Rechnung und schob der Sammlergier, die durch den Tourismus geweckt wurde, einen Riegel vor. Die Absicht ein so wertvolles Gut zu sichern, hätte begrüßt werden können, aber nicht die Art in der das geschah!

Denn daß den neugeschaffenen Ämtern des Kulturpatrimoniums der Verwaltungskreise nicht nur ein Aufsichtsrecht zugestanden, sondern auch das Recht eingeräumt wurde, die Gegenstände gegebenenfalls zu beschlagnahmen und in ein Museum zu überführen, mußte die Eigentümer mit Sorge und Bitterkeit erfüllen. Kam diese Bestimmung nicht einer Enteignung gleich? War das nicht eine Sicherung durch Wegnahme?! Es war ein neues Unrecht, das unserem Volk angetan wurde, selbst wenn es die Gegenstände weiter benutzen kann. Sind sie nicht in Gefahr, zu einem von staatlichen Stellen willkürlich bestimmten Zeitpunkt, unter irgend einem Vorwand weggenommen zu werden? Die Handhabe dazu ist gegeben, Maßnahmen, wie sie scheinbar in der Sowjetunion durchgeführt wurden, in Rumänien nachzuahmen. Dort erzählten einfache Leute von den "Unmengen" an Gold, das die Kirchen und Klöster früher besessen hätten und das in den Besitz des Volkes überführt worden sei. Es ist nicht anzunehmen, daß es sich dabei um Goldbarren gehandelt hat. Vielmehr waren es wohl, wie in unserem Fall, nur kirchliche Gerätschaften, wie Kruzifixe, Kelche, Kannen, Leuchter und Teller, deren Wegnahme dem Volk

als große Erfolgsmeldung vermittelt worden war.

Gott gebe, daß es zu keinen Übergriffen komme, sondern das Gesetz in der Tat, wie vorgegeben, nur der Bewahrung dieser wertvollen Güter diene, und unsere Gläubigen, die eigentlichen, rechtmäßigen Eigentümer, sie ungestört benützen können.

D A S K I R C H L I C H E L E B E N

Als unsere Vorfahren ihre Heimat am Rhein verließen, ging eine gewaltige religiöse Erweckungsbewegung durch die Länder derselben, die ihren Anfang im Kloster Cluny in Frankreich genommen hatte. Sie fand auch in deutschen Landen Eingang. Besonders eifrige Nachfolger waren die Mönche verschiedener Klöster. Die cluniazensische Bewegung erfaßte aber auch das Volk. Der große Andrang zu den Klöstern machte diese bald zu eng. Sie konnten die Bewerber nicht mehr aufnehmen. Da schlossen sich dieselben als Laienbrüder an die Klöster an, die ihre Aufgabe darin sahen, den Mönchen die weltlichen Geschäfte, und die Arbeit in der Klosterwirtschaft abzunehmen, damit sie ihre Zeit ganz dem Gebet und dem Studium widmen könnten. Sogar die Söhne vornehmer Familien suchten in solchem Dienst ihr Heil zu finden. Auch Frauen folgten dem Beispiel, entsagten der Welt und ihren natürlichen Aufgaben in der Familie, lebten in frommen Übungen und Diensten dem Ziel, ihre Seligkeit zu erwerben.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß der Einfluß dieser Bewegung auf das geistliche Leben unserer Vorfahren in der neuen Heimat groß war und es mitbestimmte. Bald fanden Mönche verschiedener Orden in Städten und größeren Gemeinden Aufnahme. Die mündliche Überlieferung berichtet, daß auch in Großkopisch ein Kloster gewesen sei. Es habe seinen Platz gegenüber der Kirche auf Hof Nr.128 gehabt, zu dem ein unterirdischer Gang von derselben hinübergeführt hätte. Schon frühe gab es in den Städten Bruderschaften, die unter den Schutz eines Heiligen gestellt, Geistliche und Laien vereinigte, die sich durch Gebetsverbrüderung die Seligkeit zu erwerben trachteten. Andere

machten sich Armen- und Krankenpflege zur Aufgabe. In den sächsischen Städten werden schon Ende des 13. Jahrh. Spitäler bezeugt. Auch Zünfte stellten sich unter dem Schutz eines Heiligen in den Dienst der Kirche.

Die Bruderschaften suchten nicht nur das eigene Heil, sondern strebten durch ein gottgefälliges Leben, durch Gebete und Messen auch die andern Menschen zum rechten Glauben zu führen. Wer von den Mitgliedern die Messen nicht besuchte, verfiel einer Strafe. In solche religiöse Vereinigungen wurden auch Frauen und Mädchen aufgenommen. Besonders eifrige traten in mehrere Bruderschaften ein, damit sie der Seligkeit gewiß seien. Bis nach Rom flossen Beiträge an das Hospital zum Heiligen Geist, das sich armer, verlassener Kinder annahm.

Der Geist dieser Bruderschaften wirkt heute noch nach. Rein äußerlich darin, daß auf dem Dorf jeder sächsische Mann als "Bruder", jede sächsische Frau mit "Schwester" angedredet wird. Ob sie bekannt sind oder nicht, ist nicht maßgebend. In den Nachbarschaften und den Bruder- und Schwesterschaften der Jugend lebte der Geist weiter. Ihre Mitglieder waren verpflichtet den Gottesdienst zu besuchen und am Hl. Abendmahl teilzunehmen. Vor demselben fand für die Nachbarschaften ein Versöhnungsgottesdienst, für die Jugend ein Versöhnungszugang statt, den niemand versäumen durfte. Da wurden Zwistigkeiten bereinigt, Streitende versöhnt, jeder bat alle Anwesenden um Vergebung. In der Familie baten sich die Mitglieder derselben gegenseitig um Vergebung etwaiger bewußter oder unbewußter Fehler, wobei versichert wurde, daß sie "nicht mit Absicht und bösem Willen, sondern aus menschlicher Schwäche begangen wurden". Das Abendmahl wird auch heute noch kniend empfangen, wobei die Besucher nach dem Alter, erst die Männer, dann die Frauen immer je vier an die Stufen des Altares treten. Nur wer einen jähen Tod erleidet stirbt ohne das Krankenabendmahl empfangen zu haben. Doch verlangt man es nur dann, wenn man sich mit dem Tod bereits abgefunden hat. Auf die zeitgerechte Taufe der Kinder, auf den Besuch der Kinderlehre und des Unterrichtes mit anschließender Konfirmation wird besonderes Gewicht

gelegt. Letzteres geschah schon deshalb, weil der Religionsunterricht aus der Schule nach 1948 verbannt wurde.

Die angeführten Verbände umfaßten alle Gemeindeglieder vom 15. Lebensjahr aufwärts. Sie wachten mit aller Strenge darüber, daß ihre Mitglieder die Gebote Gottes und das Evangelium ins Leben umsetzten. Wer seinen Nächsten beschimpfte, Zank und Streit oder gar eine Schlägerei anfang, üble Scheltworte benützte, ein gottloses Leben führte, das Hl. Abendmahl mißachtete oder gar lästerte, verfiel harten Strafen. Fruchteten Geldstrafen nichts, dann wurde der Sünder an den Pranger gestellt. Bis ins 17. Jahrh. stand der Block, s. "fedäl" oder "feräl" genannt, vor der Kirchentüre. Darein wurden besonders hartnäckige gespannt, wo sie, von den verachtenden Blicken aller Kirchgänger getroffen, stehen mußten. Die schwerste Strafe war der Bann, der über einzelne oder über ganze Gemeinden verhängt werden konnte. Das war für die Kirche eine schwere Last. Sie hatte doch in der Reformationszeit für die Freiheit der Gewissen gekämpft und war nun durch die Verrohung der Gemüter, die durch die so mißlichen Zeitumstände hervorgerufen war, gezwungen gegen ihre bessere Überzeugung Zwang und Gewalt anzuwenden.

Nach der Reformation begann ein stetes Ringen um die reine lutherische Lehre. Synode und Nationsuniversität wachten darüber, daß die Geistlichen nicht zur Lehre Calvins oder gar zu den Unitariern übergingen. Als aber später andere geistliche Strömungen, meist durch Studierende aus Deutschland ins Land kamen, haben die führenden Männer es verstanden, das wertvolle davon zu übernehmen und es nicht zu Spaltungen kommen zu lassen. Es gab manchmal ein hartes Ringen um die Einheit. Ob die Großkopischer davon erfaßt wurden, kann nicht festgestellt werden. Es will scheinen, als ob sie mehr an der Wahrheit des Evangeliums, als an Lehrstreitigkeiten interessiert waren. So war es auch in der Gegenwart, als verschiedene Sekten um sie warben. Nur eine Familie löste sich aus der Gemeinschaft der Kirche und suchte die Gemeinschaft einer Sekte in Hetzeldorf, wohin sie übersiedelte. Sie hatte mehr verloren, als gewonnen.

Im Gotteshaus herrscht von altersher eine streng eingehaltene Sitzordnung, gegen die niemand verstößt, weil Ordnungssinn und ein gut ausgebildetes Rechtsempfinden sie für richtig hält. Alle sitzen nach dem Alter. Nur die Presbyter und deren Frauen haben besondere Plätze, die ihnen in Anerkennung ihres ehrenamtlichen Dienstes für die Kirche zugestanden werden. Die Kinder sitzen im Chor, rechts vom Altar die Knaben, links die Mädchen. Im Hauptschiff sitzen vorne die Maiden. Anschließend, von der Kanzel bis zur Orgelempore, haben die Frauen ihre Plätze. Unter dem Turm, im Erdgeschöß desselben, waren einige Bankreihen, die für die ältesten Männer bestimmt waren. heute werden sie nicht mehr gebraucht. Die jungen Männer haben ihre Plätze auf der Galerie des südlichen Seitenschiffes, darunter sitzen die älteren und alten. Auf der Galerie des nördlichen Seitenschiffes haben die Burschen ihre Plätze. Darunter saßen früher die Männer, die in wilder Ehe lebten. Sonderbarerweise wurden die Frauen solcher Ehen nicht gesondert gesetzt. Die Verantwortung für ein solches Zusammenleben wurde nur den Männern auferlegt. Sie waren das Haupt der Familie und mußten die Folgen tragen. Heute stehen die Bänke leer, obwohl es noch vor kurzer Zeit zehn ungetraute Paare gab. Es handelte sich dabei um eine Erscheinung, die auch in der Vergangenheit größere Ausmaße gehabt haben muß, sonst wäre man nicht auf den Gedanken gekommen, den Betreffenden in der Kirche Sonderplätze anzuweisen. Man könnte leicht versucht sein oberflächlich zu urteilen und anzunehmen, daß es sich um nachlässige, gleichgültige oder gar ungläubige Menschen gehandelt habe. Da es sich aber meist um solche handelte, die zum zweitenmal heirateten, scheint der Grund doch tiefer zu liegen, nämlich in der alten katholischen Lehre von der Einmaligkeit der Ehe. In unseren Tagen spielen vielleicht auch vermögensrechtliche Erwägungen eine Rolle, besonders wenn Kinder aus einer ersten Ehe vorhanden sind.

Auf die Orgelempore hat der Organist und die Mitglieder des Bläserchores, die Adjuvanten, (vom lat. adjuvare = helfen) und die Lehrer Zutritt. Sie helfen dem ersteren beim Aufsuchen

der Lieder und singen mit der Gemeinde die Antworten bei der Liturgie.

In der gleichen Reihenfolge, wie die Gottesdienstbesucher in der Kirche saßen, verlassen sie dieselbe auch. Die oder der Ältteste der betreffenden Altersgruppe voran in stets gleicher Reihenfolge: Mädchen, Knaben, soweit sie nicht vor der Predigt hinausgingen, dann die Maiden und Frauen, danach die Burschen und Männer. Zuletzt verläßt der Pfarrer das Gotteshaus. Als letzter betrat er es auch, gefolgt von den Maiden, die ihn vor dem Eingang erwarteten und an ihn anschlossen. Beim Verlassen der Kirche eilt niemand, niemand drängt. In gemessener Ruhe, in abklingender Andacht, von den Gedanken der Predigt, der Gebete und der Lieder bewegt, wendet man sich wieder den Aufgaben des Lebens zu, die man in christlicher Verantwortung zu erfüllen sucht. Tätiges Christentum, das sich in der Liebe zum Nächsten bewährt, gilt mehr als große Worte, weil es von einer Verantwortung zeugt, die imstande ist zerschlagene Ordnungen zu ersetzen, den Menschen unter die Führung des Hl. Geistes stellt, der nicht an Gesetze und Ordnungen gebunden ist, sondern wirket "wo und wann er will".

Das durften wir in der Nachkriegszeit in Großkopisch erleben. Es blieb kein Kind ungetauft. Die Kinderlehre und der Konfirmandenunterricht wurden ohne Unterbrechung abgehalten. Es forderte viel Beharrlichkeit von Seiten der Kinder und der Eltern den Störmanövern auszuweichen und den Einschüchterungen standzuhalten. Christfeier, Konfirmation und Trauungen wurden konsequent abgehalten, die Gottesdienste waren gut besucht und das Leben in der Gemeinde störungsfrei, weil eine bewußte Bejahung christlicher Lebenshaltung einsetzte und die Satzungen der Vergangenheit durch das alles tragende Gebot der Liebe ersetzt wurden. Das war nicht nur ein Zeichen menschlicher Reife, sondern ein Zeugnis unerschütterlicher Glaubenskraft!

D I E P F A R R E R

Wer waren die Geistlichen, die solchen Glauben in der Gemeinde pflegten? Dies ist die Frage, die uns als nächste beschäftigen soll. Einige von ihnen sind schon aus vorreformatorischer Zeit aus Urkunden bekannt. Ihre Namen sollen hier folgen. Es geschieht ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

1. Theodricus, 1283

wurde er unter den Pfarrern des Mediascher Kapitels genannt, die mit dem Weißenburger Kapitel um die Belassung von drei Zehntquarten verhandelten.

2. Hanselmus, 1289

wird er als *sotius* des Detricus von Großkopisch in der Urkunde genannt, in der der Bischof das Abkommen über die Zehntquarten bestätigt. Es könnte sich um den Prediger gehandelt haben.

3. Bartholomäus, 1432

In diesem Jahr hatte Frau Anna aus dem Hause Apa der Kirche von BIRTHÄLM Haus und Grund geschenkt. Da kam ihr Erbe Nicolaus Apa von Malmkrog über Großkopisch nach BIRTHÄLM, damit er sich über diese Schenkung erkundige, welche er nur auf dringliche Bitten der Tante anerkannte. Bei dieser Gelegenheit nahm er den Großkopischer Pfarrer Bartholomäus mit, der Magister der Rechte war.

4. Michael, 1440

Die Gemeinde BIRTHÄLM hatte Nicolaus Apa und seinem Bruder Georg das Erbgräfenrecht übertragen, welches die beiden nach kurzer Zeit zurückgaben. Bei der Abgabe der Verzichtserklärung, die am 2. Mai 1440 in Waldhütten stattfand, war der genannte Pfarrer von Großkopisch zugegen, der Magister der Rechte war.

5. Johannes, 1454 - 1477

Er war ein Bruder des Nicolaus de Copsch, Sohn des Laurentius Homester, der nach seinem Hochschulstudium als Pleban in seine Heimatgemeinde kam und dieselbe im Prozeß gegen Jakob von Hetzeldorf vor der Gauversammlung vertrat.

6. Anthonius von Tartlau, 1493 - 1514

Pleban der Gemeinde.

7. Lazarus Jacobi, aus BIRTHÄLM, 1519
wurde sein Name im Türstock der Sakristeiüre verewigt, weil in seiner Amtszeit das Chor der Kirche und die Sakristei vollendet wurden. Er war 1499 an der Universität von Krakau immatrikuliert worden, wurde Dr. der Rechte und kam 1515 als Pleban nach Scharosch, danach nach Großkopisch, von wo er nach Hetzeldorf ging. (1521)

8. Michael Reichhalm, (Reichelm) 1530
Er war ein Großkopischer, der seine Studien 1499 an der Hochschule in Wien begann und im angeführten Jahr als Pfarrer seiner Heimatgemeinde erscheint.

9. Martin, hatte 1535 und 1536
Kronstadt als Pleban von Großkopisch, im ersten Jahr zweimal allein und im andern einmal, zusammen mit dem BIRTHÄLMER Pleban, Magister Lukas, besucht.

10. Hieronymus, Pleban, besuchte Kronstadt 1548, 1549

11. Bartholomäus Theilesius / Hoch, 1567 - 1573
besuchte 1545 als Student noch zu Lebzeiten Honterus' Kronstadt. Er stammte aus Durles und war in Großkopisch Geistlicher und Lokalschulinspektor.

12. Georg Hönn, aus Großkopisch, - 1576
ließ sich 1562 in die Kronstädter Honterusschule einschreiben, diente seiner Heimatgemeinde kurze Zeit als Pfarrer, worauf er zwanzig Jahre in Draas angestellt war.

13. Petrus Melas, 1577 - 1591
war vor seiner Wahl zum Pfarrer von Großkopisch zehn Jahre lang Stadtnotar von Mediasch gewesen.

14. Daniel Schoppel, 1591 - 1604

15. Matthias Fabritius, 1604 - 1605
Auch er war Honterusschüler, hatte sich 1599 in Kronstadt eingeschrieben. Er erlebte die Verwüstung der Kirche und die Vernichtung des Dorfes durch die Szekler.

16. Franz Gräf, (Graffius) 1605 - 1608
Er zog von Großkopisch nach Reichsdorf, von wo er 1612 nach Bistritz berufen wurde. Von 1621 - 1626 war er Bischof.

17. Daniel, 1608

18. Christian Schiffbauer, 1608 - ?
 Von ihm war schon viel die Rede.
19. Johannes Weihrauch, 1619
20. Simon Hartmann, 1621
21. Michael Wagner, 1624 - 1634
22. Lukas Hermann, aus Keisd, 1635 - 1646
 Er zog nach Trappold, wurde 1647 Pfarrer in Meschen, als solcher 1651 Generaldechant und 1652 zum Bischof gewählt. Als Bischof war er 1661 auf dem Landtag in Neumarkt a/M., wo ihm Ali Pascha die Fürstenwürde anbot.
23. Samuel Hermann, aus Zeiden 1647 - 1663
 Er vermerkte im Gedenkbuch, daß er die Kirche mit eigener Hand gemalt habe.
24. Josef Bartius, 1665 - 1682
25. Stephan Fabritius, 1682 - 1707
26. Johann Schuller, 1707 - 1723
27. Stephan Keßler, 1723 - 1725
28. Johann Schuller, 1725 - 1734
29. Johann Brenner, aus Hermannstadt, 1734 - 1763
30. Johann Stolz, 1763 - 1808
31. Matthäus Theophil Czoppelt, 1808 - 1821
32. Georg Gottlieb Auner, aus Mediasch 1821 - 1844
 Er war der Schwiegersohn des Bischofs Daniel Graeser und Schwiegervater Stephan Ludwig Roth's. Er entfaltete eine rege Bautätigkeit.
33. Johann Ewerth, aus BIRTHÄLM, 1844 - 1849
 Unter ihm wurde 1847 die Schule gebaut.
34. Karl Friedrich Czoppelt, 1849 - 1865
35. Simon Joseph Theil, 1866 - 1880
 Als Dechant des Mediascher Kirchenbezirkes hielt er anlässlich der Beerdigung des Bischofs Georg Paul Binder die Leichenrede in der BIRTHÄLMER Kirche. (1867)
36. Petrus Traugott Meyndt, 1880 - 1886
 Bei oben angegebener Gelegenheit hielt er als Pfarrer von Nimesch die Hofrede.
37. Ferdinand Zintz, aus Mediasch, 1886 - 1893

38. Carl Werner, aus BIRTHÄLM, 1893 - 1913
 Er war Mitarbeiter am I. Bd. des Urkundenbuches zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, der 1892 erschien.

39. Andreas Herbert, aus Großprobstdorf, 1913 - 1920

40. Hermann Salzer, aus BIRTHÄLM, 1921 - 1931

41. Helmut Karoli, 1935 - 1937

42. Friedrich Kartmann, aus Hetzeldorf, 1937 - 1955
 Er diente der Gemeinde in Treue in der schweren Zeit des 2. Weltkrieges und der schicksalsschweren Nachkriegszeit.

43. Andreas Türk, aus Großalisch, 1956 - 1978
 In der Zeit seiner Amtsführung wurde Kirche und Kirchenburg renoviert, Erdgas und elektrisches Licht in die kirchlichen Gebäude eingeführt, Pfarrgarten und Friedhof umfriedigt, ins Pfarrhaus Wasserleitung und ein Bad installiert.

Danach blieb die Pfarrstelle unbesetzt, weil die Seelenzahl der Gemeinde unter die gesetzliche Mindestgrenze sank.

Nicht geringen Anteil an der Verkündigungs- und Erziehungsarbeit in der Gemeinde hatten die Prediger, die den Pfarrern zur Seite standen. Von ihnen können genannt werden:

1. Michael Wölwel, 1819 - 1864

2. Johann Closius, 1865 - 1885

3. Johann Schell, 1886 - 1910

Wegen ständiger Abnahme der Seelenzahl versah er den Predigerdienst nur noch im Nebenamt, als Predigerlehrer, und schloß die Reihe der Prediger endgültig ab. Die Stelle wurde aufgelassen.

Wenn nicht eine unvorhergesehene Wendung eintritt, wird die Gemeinde ihre Selbständigkeit aufgeben müssen. Sie ist aber eine mündige Gemeinde, hat sie doch nach dem Fortgang des letzten Pfarrers nicht nur einen neuen Treppenaufgang zur Kirche gemacht, sondern auch das Pfarrhaus mit neuen Fenstern und Fußböden versehen und dessen Außenfront gemalt. Das geschah unter der Leitung des Kurators Joh. Zultner, der schon bei der Reparatur der Kirche, als Kirchenvater, mit beispielhafter Einsatzbereitschaft voranging. Die Gemeinde kennt aber auch den wahren Grund des Glaubens und scheut keine Mittel, die Verkündigung der Frohen Botschaft selbst unter Opfern zu sichern.

Damit besinnt man sich auf ein Erbe der Vergangenheit, daraus einige beispielhafte Taten erwähnt werden sollen, die aus dem Glauben flossen. Im Jahre 1823 schuf Traugott Brenner, Senator aus Hermannstadt, zum Andenken an seinen Vater Johann Brenner, der lange Jahre Pfarrer in Großkopisch war, eine Stiftung für die Kirchengemeinde, in Höhe von 500 Rf. W. W. oder 200 fl. Sie wurde leider durch die Geldentwertung während des ersten Weltkrieges im Wert gemindert und durch die Umwechslung nach demselben völlig wertlos.

Drei Jahre später, also 1826, schenkte Catharina Denndorferin, deren Mann viele Jahre Notarius der Gemeinde gewesen war, der Kirchengemeinde ihren Grund im Remelden, beim Henyengraben, in der Marhelt, im Hageln und im Greveln gelegen. Dies geschah während der Amtszeit des Pfarrers Georg Gottlieb Auner, als mehrere kirchliche Gebäude neugebaut wurden.

Als Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts die Weltwirtschaftskrise schon ihre Schatten vorauswarf, und die Gemeinde von den Fiebern der Unzufriedenenbewegung geschüttelt wurde, mußte es beinahe wie ein Wunder anmuten, daß sie sich zum Bau des "Lutherhauses", eines evangelischen Gemeindehauses, entschloß. Mit viel Opferfreudigkeit unterstützten die Frauen, angespornt durch das Beispiel der Notärsgattin Grete Lienert - Zultner, deren Eltern Großkopischer waren, das gute Werk. Ihr Vater Johann Zultner appelierte an alle Großkopischer, die in Amerika lebten, der Heimatgemeinde zu helfen. In einem Aufruf im "Siebenb.- Amerikanischen Volksblatt hieß es: "Wir alle sind unserer Heimat Dank schuldig, nicht mit Worten, sondern mit Taten, damit wir unserer Vorfahren würdig werden.

. . . Wir sind nahezu 200 Landsleute hier. Wer will da fehlen in der Liste der Spender?! Unsere Väter brachten Opfer. . . darauf sind wir stolz und stehen bewundernd vor den mächtigen Kirchen und Burgen, die sie vor Jahrhunderten errichtet, wollen wir nun stillschweigend und tatenlos im Schatten ihrer Verdienste ruhen?" Der Aufruf fand willige, helfende Hände. Es kam auch hiefür eine schöne Summe zusammen.

Am Reformationsfest 1927 fand die Grundsteinlegung des

" Lutherhauses " statt. Aus dem Gedicht, das Grete Lienert - Zultner dazu schrieb, führe ich die beiden letzten Verse an:

.
 Der große Tag, da Luther glaubensmutig
 Zu unsrer Kirche legt' den ersten Stein,
 Mög' er für's Haus in diesen schweren Zeiten
 Ein glückverheißender Geburtstag sein!
 Mög' Gottes Segen über'm Hause walten!
 Mög' Jesu Geist darinnen tätig sein!
 Mög' Zucht und Sachsensitte drinnen schalten!
 Herr hilf! - So legen wir den ersten Stein.

Ein Jahr später hieß es in einem Bericht im "Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt": "Unser kirchliches Gemeindehaus - Lutherhaus genannt - steht im Rohbau seit Jahresfrist fertig da, dank der tatkräftigen Unterstützung durch unsere amerikanischen Brüder und Schwestern. Eine im Vorjahr . . . veranlaßte Sammlung ergab für den Glockenfond 32.000, für den Lutherhausbaufond 25.000 Lei. Frühere, durch unsern Landsmann Heinrich Löprich, der seiner Liebe zur alten Heimat alljährlich durch Gaben für die Weihnachtsbescherung lebendigen Ausdruck gibt, unter den Großkopischern in Amerika angeregte Spenden trugen für den Lutherhausbaufond 35.700 Lei ein ". . . . Den Mitgliedern des Sachsenbundes (die Unzufriedenen) gilt der Wunsch: . . . sie möchten zur Besinnung kommen und wieder zu denen zählen, die bekennen: Mer wällen bleiwen wät mer senj! Denn nicht in Zersplitterung, sondern nur in Eintracht und Liebe kann unser begonnenes Werk vollendet werden. Jugend und Erwachsene veranstalteten Theaterabende, deren Erträgnisse für den Bau des Gemeindehauses bestimmt wurde. Zu diesem Zweck wurden das Volksstück von Grete Lienert-Zultner "Äm Ihr uch Gläck", und die Singspiele "Die Lindenwirtin" und "Das Bauernliesel" erstaufgeführt. Die Frauen sammelten selbstgesponnenes Hanfgarn und webten Leinwand für die Kulissen. Es war ein Wetteifern, das nicht nur im Erstehen des Hauses Frucht brachte, sondern auch zur Gesundung des Gemeinschaftssinnes beitrug, was der größte und bleibende Gewinn der Arbeit war.

Im Jahre 1930 wurde das Lutherhaus fertiggestellt, und hat bis zum Ende des zweiten Weltkrieges seinem vorbestimmten Zweck gedient. Hier fanden alle Hochzeiten, Theateraufführungen und Bälle, wie auch die Versammlungen der Gemeindeglieder statt. Dann wurde es auch enteignet und ging als sog. Kulturhaus ins Eigentum der politischen Gemeinde über. Alle Veranstaltungen waren für alle Dorfbewohner bestimmt. Alle Aufführungen mußten Darbietungen in zwei Sprachen bringen. Während denen, die in rumänischer Sprache geboten wurden, herrschte einigermaßen Ruhe im Saal. Wenn aber diejenigen in deutscher Sprache folgten, war es mit der Ruhe vorbei, weil die nicht-deutschen Zuschauer der deutschen Sprache unkundig, der Rücksichtnahme nicht fähig oder nicht gewillt, sich laut zu unterhalten begannen. Das geschah auch schon deshalb, weil politische Vorträge von langer Dauer die Darbietungen in deutscher Sprache bis gegen Mitternacht hinausschoben.

Wer heute das Gemeindehaus für eine Hochzeit benützen will muß darum beim Gemeinderat ansuchen, der einen an die Leitung der Kommunistischen Jugendorganisation des Kreises verweist, die einem die Bedingungen für die Erteilung ihrer Befürwortung nennt. Ihre erstrangigen Forderungen sind die, daß auf eine kirchliche Trauung verzichtet werde, und daß der Pfarrer auch zur Hochzeitsfeier nicht eingeladen werde. Die jungen Leute schweigen zu solchen Bedingungen oder versprechen mit halbem Munde, keiner hält sie ein, denn die Hochzeitsfeier wird von den Eltern in hergebrachter Weise bestellt. So feiert man dann das schönste Fest des Lebens mit erzwungener Unwahrhaftigkeit und einem unbehaglichen Gefühl der Angst vor möglichen Folgen. Soviel ich weiß, wurde niemand wegen Inanspruchnahme der kirchlichen Trauung zur Verantwortung gezogen, weil die Rumänen, selbst wenn sie Parteimitglieder sind, in ihrem morgländischen, kirchlichen Brauchtum leben, und darum auch andern gegenüber duldsam sind.